



Eine gefährliche Aufnahme.

XIII. KAPITEL.

Im Lande des weißen Nashorns.

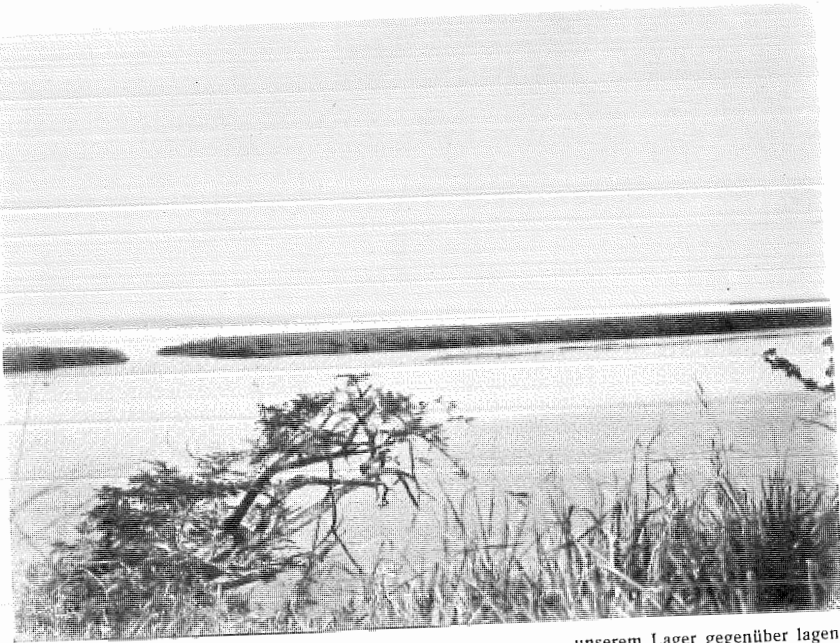
Nach dreieinhalbtägiger Fahrt erreichten wir unser Ziel und gingen an einer kleinen Bucht vor Anker. Hier findet sich unter hohen, etwas Schatten spendenden Bäumen ein guter Lagerplatz. Direkt neben unseren Zelten fällt das Ufer steil zu dem Fluß hinab, der sich hier teilt und eine mächtige, von Papyrus bewachsene Insel umfließt, von der herüber das Grollen einer ganzen Anzahl von Flußpferden schallt.

Wir sind nun in der zum Kongostaat gehörigen Ladoenklave, in einem Lande, wo, während wir dort waren, ziemlich anarchische Zustände herrschten.

Die belgischen Beamten werden ganz miserabel bezahlt, sie bekommen jährlich 1800 Frank und freie Verpflegung. Von der übrigen Welt sind sie fast ganz abgeschlossen. Ihre Post erhalten sie nicht etwa über Ägypten oder Uganda, sondern diese muß den Weg durch den ganzen Kongostaat nehmen, und so kommen dann die Briefe nach 5—6 Monaten endlich an ihren Bestimmungsort.

Die Eingeborenen haben noch von Emin Paschas Zeiten her viel Sympathien mit Ägypten, und da die Kongostaat-Regierung sich durch ihre wilden undisziplinierten Askaris obendrein noch unbeliebt macht, so stellen sie sich natürlich auf Seite der Elefantenjäger, von denen sie alles Fleisch der erlegten Tiere bekommen. Diese gewerbsmäßigen Elefantenjäger sind alle Wilderer, sie haben in Uganda, das ja nur durch den Bahr-el-Jebel von Lado getrennt ist, ihre Standlager, und wenn sich Elefanten in der Nähe des Flusses zeigen, so melden dies die Eingeborenen. Die Jäger gehen hinüber, schießen die Elefanten, nehmen das Elfenbein mit und lassen den Eingeborenen das Fleisch. Den ganzen Fluß entlang trafen wir derartige Lager, das Ufer war gewissermaßen in Reviere geteilt. Manche von den Leuten gebrauchten gar nicht einmal die Vorsicht, in Uganda zu wohnen, sondern zogen jagend in Lado herum. Auf diese Weise ist ganz furchtbar unter den Elefantenbeständen aufgeräumt worden.

Noch ein anderes sehr wertvolles Tier, das lange für ausgestorben galt und erst vor wenigen Jahren neu entdeckt wurde, lebt hier:



... unserem Lager gegenüber lagen große Papyrusdickichte.

das weiße, oder besser gesagt, Breitmaul-Nashorn (*Rhinoceros simus*). Seinen ersten Namen trägt es zu Unrecht, es ist fast eben so dunkel wie sein allgemein bekannter spitzmäuliger Vetter



Am Bah-el-Jebel.

(*Rhinoceros bicornis*). Wahrscheinlich hat sich das erste seinerzeit erlegte Stück vorher in Asche oder weißem Sand gewälzt gehabt und ist so zu dem unmotivierten Namen gekommen. Diese nur

Das Breitmaulnashorn (*Rhinoceros simus*).

Einmal fand ich ein verendetes weißes Nashorn, es war bereits verludert, aber lebendige zeigten sich nicht. Mißmutig wollte ich eines Tages wieder den Rückzug zum Lager antreten, als ich ein Geräusch vernahm, das mich aufhorchen ließ, und fast gleichzeitig sagte mein Gewehrträger: „Tembo“ (Elefant). Das war eine willkommene Abwechslung. Ein Blick vom nächsten Termitenhügel (diese Gebäude sind eine sehr angenehme Einrichtung) zeigte uns die Rückenlinie einer großen, dicht zusammen marschierenden Elefantenherde. Auf ihre Zahl konnten wir aus der ungeheuren Masse der über ihr schwebenden Kuhreihher schließen. Offenbar waren sie gestört, wie aus der schnellen Gangart zu ersehen war. Zu warten gab es nichts, nur schnell nach, doch das war durchaus nicht so einfach. Die ganze nächste Umgebung war mit 3—4 m hohem, sehr starkem Elefantengras, oder besser gesagt Schilf, bedeckt; dies ist dem schnellen Vordringen an sich schon hinderlich, aber die Elefanten haben auch noch das ihre getan, den Weg so schlecht wie möglich zu machen. In der feuchten Jahreszeit haben sie den Lehm Boden zerstampft, jeder Fußtritt hat

nicht besser nach Hause gehen sollten, da telegraphierte einer der Leute, der einen hohen Baum erstiegen hatte, mit Händen und Füßen. Wie eine Katze sprang er herab, faßte mich am Arm und zog mich vorwärts, parallel zu der im Walde ziehenden Herde. Endlich erfuhr ich, daß vor uns eine Herde Bullen stände. Das war eine angenehme Überraschung. Also wieder hinein in das Schilf und weiter. Ich hatte nur zwei Jäger mit Reservebüchsen bei mir, die anderen Leute aber zurückgelassen. Eine Zeitlang waren wir gegangen, da kam einer von den Kerlen nachgerannt:

„Herr, dort sind auch Elefanten“, dabei zeigte er zu unserer Linken, dorthin, wohin der Wind ging.

Das war eine recht unangenehme Situation, wir befanden uns also zwischen drei Elefantenherden, und wenn nur eine auf den dummen Gedanken kam, in unsere Richtung zu ziehen, so konnte die Sache recht unangenehm ablaufen. Ohne lange zu überlegen, ging ich geradeaus, wo die Bullen standen, das schien mir der beste Ausweg. Das Gras hörte plötzlich auf, wir traten auf eine offene Fläche heraus, und nun bot sich ein Anblick, den ich mein Lebtag nicht vergessen werde: Ganz frei kamen etwa 25 Elefanten im Gänsemarsch über die Blöße.

Wir gingen auf 30 Schritt heran, ich wählte den stärksten Bullen, hielt ihm aufs Blatt, und im Feuer brach er zusammen. Im selben Augenblick machte ein anderer Front, hob den Rüssel, trompetete und — sank auf meinen zweiten Schuß ebenfalls zu Boden. Sofort waren aber beide wieder hoch, und nun machte ich Schnellfeuer. Der stärkste legte sich auch bald für immer nieder, aber Nr. 2 war sehr zählebig, dreimal warf ihn die Kugel zu Boden, und jedesmal wurde er wieder hoch, bis auch ihn das Schicksal erreichte. Die übrigen waren während des Schießens, ohne noch einen Versuch zu machen, mich anzunehmen, ausgerückt; nur die über dem Röhricht schwebenden Reiher zeigten den Weg, den die Elefanten genommen.

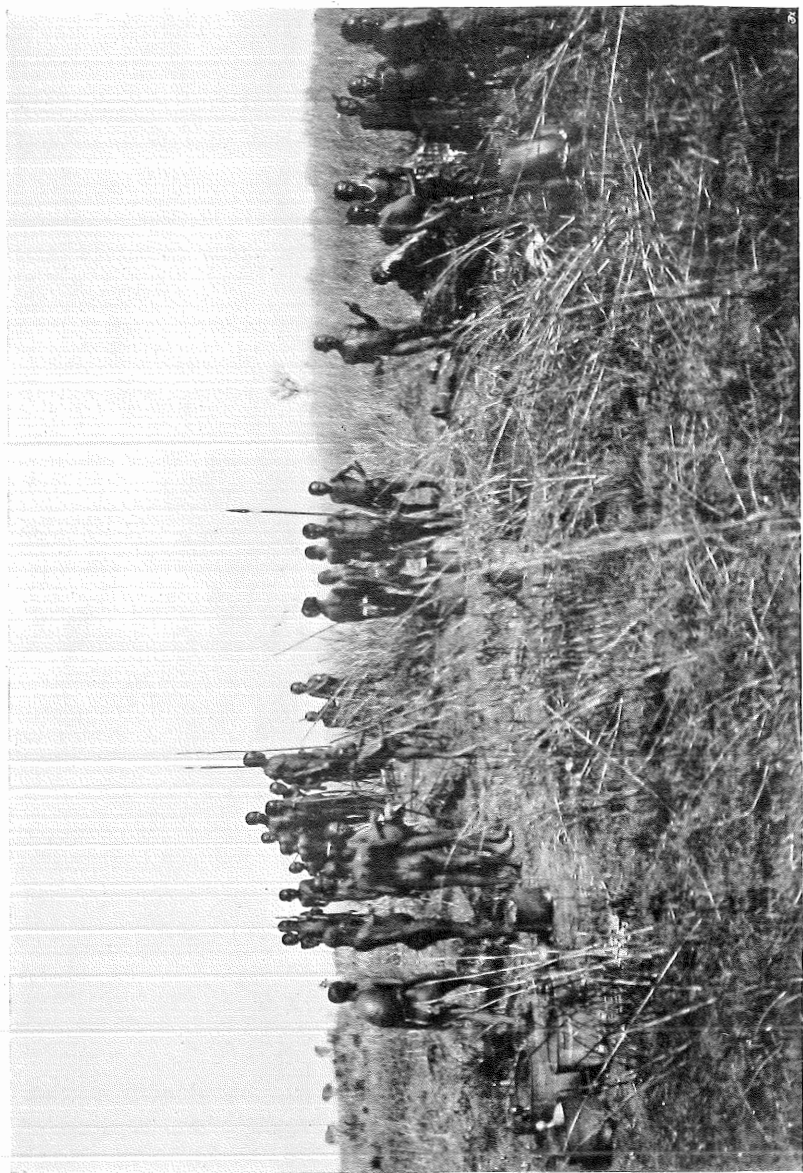
Für die Träger war dieser Erfolg natürlich ein Fest, bald glichen die mächtigen Tiere nur noch zerstückelten Fleischmassen.

Am nächsten Tage ritt ich ohne eigentliche Jagdgedanken in die Steppe, ich wollte nur einmal die Kadaver revidieren, eventuell einige Marabus, deren es hier eine große Zahl gab, schießen,



J. Roth phot.

... ein junger Elefant war von der Herde abgesprengt.



Eingeborene am Elefantenkadaver.

ihre zarten Federn werden ja von den Damen mit Recht so hoch geschätzt. Anfangs ritt ich mit Roth zusammen, etwa nach einer halben Stunde trennten wir uns, da sich ja vermutlich Eingeborene bei den gestern erlegten Elefanten eingestellt und das übrige Wild vergrämt haben würden.

Mein Weg führte an einer großen Schilfdickung entlang. Plötzlich kam aus dieser ein sehr guter Schirrbock heraus und nahm die Richtung auf den nahen Wald zu. Ihn anpfeifend sprang ich vom Maultier, ergriff die Doppelbüchse, und im Augenblick, als er verhoffte, bekam er die Kugel. Weidwund flüchtete er ins Schilf, das gerade an dieser Stelle licht und niedrig war, zurück. Ich fuhr mit, um ihm den zweiten Schuß zu geben, da ertönt es neben mir: „Simba“, und im selben Augenblick taucht frei und offen, nach uns herüberschauend, auf 30 Schritt ein kapitaler Mähnenlöwe auf.

Ein unbeschreiblich schöner Anblick und ein eigenes Gefühl, hier in freier Steppe auf die kurze Entfernung Auge in Auge dem König der Tiere gegenüberzustehen. Zum Überlegen war keine Zeit, in einer Sekunde spielte sich das alles ab, im nächsten Augenblick konnte das Tier verschwinden oder aber annehmen, — und mir stand nur noch ein Schuß zur Verfügung. Da schimmert auch schon das Silberkorn auf dem Hals, ein kurzer Knall, und die mächtige Katze bricht zusammen, ein leises Stöhnen, sie ist verendet, und neben ihr, nur 6 Schritt entfernt, liegt der Schirrbock. Gewiß eine seltene, wenn nicht einzigartige Dublette.

Meiner Ansicht nach verdanke ich sie einem ganz besonderen Glücksfall. Offenbar hatte der Löwe die Antilope hochgemacht, sie verließ deshalb die schützende Dickung, um in den nahen Wald zu flüchten. Auf meinen Schuß hin hatte der Löwe erschreckt verhofft, und das war ihm verhängnisvoll geworden. Diana schien mit mir wieder dauernden Frieden geschlossen zu haben. Wir suchten nun noch unsere Elefantenkadaver auf, aber nur blutiger, schmutziger, zerstampfter Boden und Knochenreste verrieten die Stelle, wo die Tiere gefallen waren. Eine große Anzahl Eingeborener hatte sich des Fleisches erbarmt. Große, schön geflochtene Körbe standen noch vollgepackt herum.

Die Männer sind mit mächtigen, schweren Stoßlanzen, die nur für Elefantenjagd gebraucht werden können, und mit Pfeil und Bogen bewaffnet, als Kleidung dient ihnen ein Halsring. Die



Eine einzigartige Dublette.

Frauen tragen wenig Schmuck. Ein Kettchen um den Hals, Armringe und eine Perlenschnur um den Leib, an der vorn ein Bündel Blätter befestigt ist, das ist alles. Die Babys tragen sie auf dem Rücken unter einem Korb oder einem großen halbierten Flaschenkürbis. Männer wie Frauen sind gut gebaute, große Erscheinungen. Die Frauen werden offenbar, wenigstens bei dem Stamm, mit dem wir hier zusammenkamen, nicht gut behandelt: Ich sah, wie ein Mädchen sich vergebens abmühte, einen schweren Korb mit



Das erlegte Nashorn.

Fleisch auf den Kopf zu nehmen. Da trat ein Mann hinzu, faßte den Korb und schwang ihr die gewichtige Bürde mit solcher Wucht auf den Kopf, daß sie fast zusammenbrach, obendrein versetzte er ihr noch ein paar regelrechte Ohrfeigen (übrigens das einzige Mal, daß ich dies bei Negern gesehen habe, sie schlagen sich sonst meist auf die Arme oder mit der Faust ins Gesicht). Keiner von den Umstehenden schenkte der Szene die geringste Beachtung, auch das Mädchen verzog keine Miene; eine derartige Behandlung scheint hier Landessitte zu sein. —

Alltäglich hatten wir Rhinospuren gefunden, zuweilen auch frische, aber das Tier selbst schien sich unsichtbar machen zu

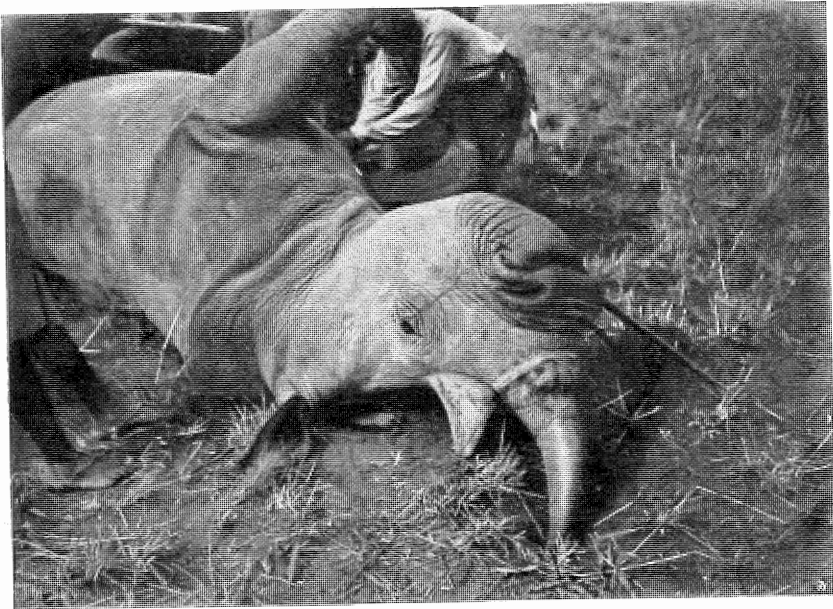
sein. Ich stand hier als Sammler, der wenigstens für die Wissenschaft ein Stück retten wollte. Aufs Blatt haltend, drückte ich ab. Das Nashorn quittierte den Schuß mit einem Kniefall und stürzte dann mit geradezu unglaublicher Schnelligkeit davon. Es ist noch behender als sein spitzmäuliger Vetter. Glücklicherweise ging seine Flucht seitlich an mir vorbei, sodaß ich ihm noch mehrere Schüsse geben konnte. Aber es rannte weiter. Alle meine Kräfte setzte ich bei der Verfolgung ein, ich lief, bis es mir dunkel vor den Augen wurde, und die Ohren sausten (das ist für mich das Zeichen, daß die Kräfte zu Ende gehen), aber die Anstrengung war nicht nötig gewesen. Unter einem Baum hatte sich das Tier eingestellt und traurig den Kopf zur Erde gesenkt.

So bekam es den Fangschuß.

Ich trat an die wertvolle Trophäe heran. Das war also das berühmte „weiße“ Nashorn. Es ist ein merkwürdiges Tier, meine Leute sagten: „ein Flußpferd mit Hörnern“, und sie haben nicht ganz unrecht damit. Das Maul ist wie bei diesem sehr groß und quergespalten. Die dicke Oberlippe ist wulstig, geschürzt, und verleiht dem Tiere ein trotziges, das mächtige, auf breiter Basis sich erhebende Vorderhorn ein wuchtiges Aussehen. Die Farbe des Tieres ist schwarzgrau. Auch in der Gestalt, vor allem der Kopfform weicht es vom schwarzen ab. Seine Lebensweise und sein Charakter sind nach den von uns gemachten Beobachtungen und Erkundigungen, die wir einzogen, ebenfalls andere. Es lebt nur von Gräsern und Blättern, nimmt keine Rinden und Zweige, und dieses zarte Futter scheint Einfluß auf sein Gemüt gehabt zu haben. Es ist ein ganz harmloses, absolut nicht tückisches Tier. Wo es kann, rückt es aus, und nur seine Scheu und Geschwindigkeit wird es noch einige Zeit vor der Ausrottung bewahren.

Ich hatte mir vorgenommen, wenn es mir beschieden sein sollte, eines dieser Tiere zu erlegen, nicht die Trophäe in mein Jagdzimmer zu hängen, sondern der Wissenschaft zu übergeben, damit wenigstens ein ausgestopftes Exemplar im Berliner Zoologischen Museum existiere. Ich kann vorausnehmen, daß die Präparation gelungen, und das Fell in tadellosem Zustande nach Berlin gekommen ist, wo es Aufstellung im Zoologischen Museum gefunden hat.

Um das Tier naturgetreu nachbilden zu können, nahm ich alle möglichen Maße, machte eine große Anzahl Photographien von allen Standpunkten aus, und dann ging es an die Arbeit des



Portraitbilder des *Rhinoceros simus*.

Abhäutens. Dies war keine Kleinigkeit, mußte doch das schwere Tier mehrmals umgewälzt werden. Aber noch Schwereres stand bevor. Hier draußen konnte die dicke Haut nicht zugerichtet und getrocknet werden, es galt, sie ins Lager zu schaffen. Etwa 30 Leute brauchten wir hierzu.

Um sich von den Größenverhältnissen dieses Tieres eine Vorstellung zu machen, muß man einige Maße berücksichtigen. Rückenhöhe 2 m, Länge 4 m, Bauchumfang 3,60 m, Dicke der Haut 2—3 Männerfinger. Dementsprechend ist das Gewicht der Haut, das sich natürlich nicht feststellen ließ. Im Lager gab es nun reichlich zu tun, das Fell mußte dünn geschnitten werden, denn sonst ließe es sich nicht gerben und trocknen. Etwa 30 Leute wurden mit Messern bewaffnet darangesetzt. Jedem war ein Teil auf der Haut angewiesen, den er dünnzuschneiden hatte. Ich setzte mich selbst dazu, um die Leute zu beaufsichtigen und zur Arbeit anzuhalten. Drei Tage hatten all die Leute von früh bis zum Abend zu tun, dann war das Fell zu meiner Zufriedenheit hergerichtet, es konnte mit Alaun und Salz behandelt und getrocknet werden.

Als später das Fell in Berlin ankam, und ich fragte, wie es



Das schwere Tier mußte umgewälzt werden.



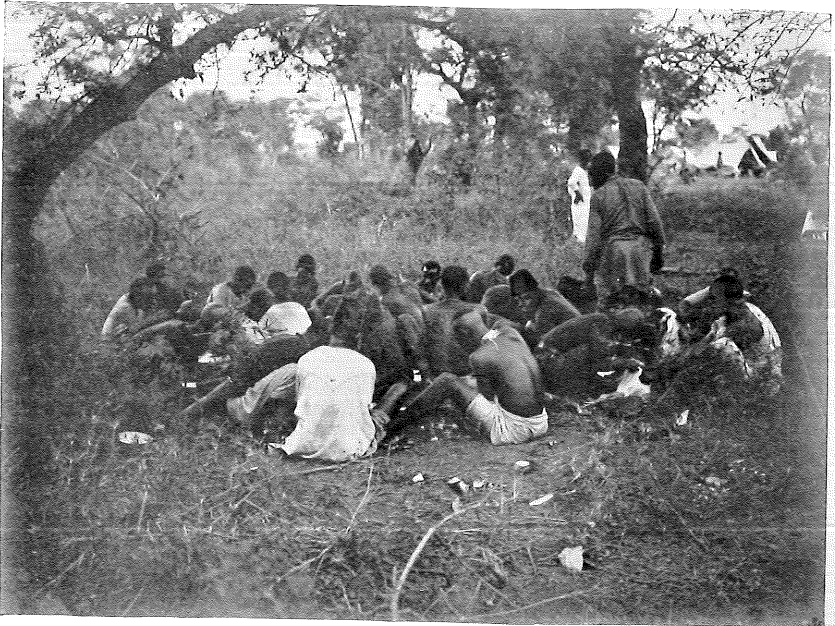
. . . etwa 30 Leute schleppten
an der schweren Haut.

präpariert sei, erfolgte die Antwort: „tadellos“, die Arbeit hatte also gelohnt.

Während die Leute an der Haut arbeiteten, hörte ich, daß wiederholt von mir die Rede war, und so erkundigte ich mich, was das zu bedeuten habe. Da fragten sie, wie das käme, daß gerade ich solches Glück auf der Jagd entwickle, jetzt hätte ich in drei Tagen zwei Elefanten, einen Löwen und ein Nashorn geschossen, außerdem hätte ich immer vorhergesagt, was ich an dem Tage schießen würde (das hatte zufälligerweise mehrmals gestimmt). Da konnte ich mir doch nicht versagen, der abergläubischen Gesellschaft etwas aufzubinden und erzählte ihnen, ich sei im Besitze einer „Dawa Kubwa“, eines großen Zaubers, was ja bei mir als Mediziner eigentlich selbstverständlich war. Das Scherzhafteste an der Sache ereignete sich erst später, als die Reise zu Ende ging. Da kam einer der Gewehrträger und wollte mir den „Zauber“ abkaufen.

Die Gegend wimmelte geradezu von Elefanten; meine Freunde sahen sie auch täglich und erlegten mehrere.

Eines Tages vernahm ich etwa an der Stelle, wo ich wenige



Die Präparation der Haut erforderte drei Tage angestrengter Arbeit.

Tage zuvor die beiden Elefanten geschossen hatte, einen Ton, der mich Elefanten vermuten ließ. Von einem Ameisenhügel, welcher Überblick über die Gegend gewährte, erblickte ich eine kleine Herde, die ganz dicht zusammengedrängt stand, sie hatten offenbar Wind bekommen und wußten nicht, was sie tun sollten. Näher heranzubirschen war zwecklos, da allenthalben dichtes Röhricht stand, außerdem hätte ich von meinem Standpunkt auf etwa 100 Schritt sehr gut schießen können, wenn ich nur gewußt hätte, ob der stärkste, die anderen überragende, ein Bulle war. Immer schoben sich die Tiere hin und her, aber der große blieb gedeckt. Seinen Kopf hatte ich frei, aber die Zähne bekamen wir nicht zu sehen. Da plötzlich hoben die Elefanten a tempo die Rüssel empor, um zu winden, es war, als ob 50 Schlangen sich aufrichteten, ein merkwürdiger Anblick. Jetzt sah ich, es war ein Bulle, und was für einer. Aber nur einen Augenblick hatte das Schauspiel gedauert, dann waren die Tiere verschwunden; nur eine Staubwolke, darüber die unzertrennlichen Reiher und Bauracken zeigten den Weg, den die flüchtige Herde genommen.

Zwischen Lipp' und Kelchesrand Die Elefanten waren fort, verscheucht durch einige Träger, welche der Headman zum Fischfang ausgeschickt hatte, natürlich ohne uns zu fragen. — Über das, was er dafür zu hören bekam, wurde er sehr traurig. —

Naturgemäß läßt bei einer so lange dauernden Expedition die Jagdpassion ganz bedeutend nach. Böte die Gegend nicht solche Raritäten und eine so große Menge von allerhand Vogelarten, so würden wir kaum noch jagen wollen. Da bringt ab und zu eine Treibjagd eine ganz hübsche Abwechslung.

Nicht weit vom Lager zieht sich eine ab und zu von offenen Stellen unterbrochene Schilfdickung, in der sich allerhand Wild findet. Hier hatten wir Elefanten, Löwen, Schirr-, Ried- und Wasserböcke, Oribis und Ugandacobs angetroffen. Mit unseren vielen Trägern, die sich bei der Sache ganz geschickt anstellten, konnten wir eine große Fläche abtreiben, und in einer Stunde brachten wir 2 Wasserböcke, 3 Schirrantilopen und 5 Ugandacobs zur Strecke, und dabei wurde nicht etwa auf alles geschossen, was sich in schußmäßiger Entfernung zeigte.



Schädel des Breitmaulnashorns.

So schneidig sich unsere Leute auf der Jagd benahmen, so hatten sie doch vor den hier lebenden Eingeborenen Respekt; ihre langen Speere machten ihnen einen zu unheimlichen Eindruck.

Eines Tages beorderten wir einige Askaris, stromab zu marschieren und sich nach einem geeigneten Platz für das nächste Lager umzusehen, und siehe da, — sie streikten, weil sie Angst hatten; sie erklärten kurz und bündig, die Eingeborenen würden sie umbringen. Erst waren wir sprachlos, dann hielten wir mit



Schirrantilope.

den Gewehrträgern Schauri*) und machten ihnen klar, daß die Askaris alte Weiber und Feiglinge seien. Da wollten sie ihren Mut zeigen und erklärten sich bereit, zu gehen. Nun mußte die ganze Safari antreten; wir fragten, wer freiwillig gehen wollte, worauf sich außer den Gewehrträgern noch eine ganze Zahl Träger meldete, und nun ging ein Gewitter über die Askaris nieder, wir machten sie lächerlich, und das wirkte Wunder, von Stund an waren sie willig. —

Unsere Präparatoren hatten viel zu tun. Mit dem Boot machten

*) Beratung.



Frühstücksplatz unter einem Leberwurstbaum.

wir Ausflüge auf dem Bahr-el-Jebel und in den Sümpfen, und da brachten wir immer reiche Beute an Vogelzeug heim.

Als Kind hatte ich oft mit Staunen von den großen auf dem Nil treibenden Inseln gehört, konnte es aber nie so recht glauben. Hier sollten wir sie oft zu sehen bekommen. Einmal schwamm eine ganz besonders große, fast die ganze Breite des Flusses einnehmende Schilfinsel vorüber. Welch ein Vogelleben herrschte auf diesem schwimmenden Gewächskomplex, wie in einer Volière des Zoologischen Gartens. —

Die syringenartigen Bäume, deren Duft noch vor einer Woche die Steppe erfüllte, sind abgeblüht. Durch die dörrende Sonne ist das Gras vertrocknet, das Wild zieht sich mehr nach den Niederungen und hat die Steppe verlassen. Öde und leer, wie ausgestorben, liegt in ewigem Einerlei die Landschaft da. Hin und wieder unterbricht eine Fächerpalme das traurige Bild, aber sie wirkt nicht belebend. Gelb und tot hängen ihre Blätter herab. Wie ganz anders wirken dagegen die Flußufer. Mächtige Bäume spenden hier Schatten, breitkronige „Leberwurstbäume“ strecken ihre weiten Zweige schützend aus. Das sind gute Plätze zum Ruhen. Reges Leben herrscht in den Zweigen, ein munteres Trillern und Jubilieren, die ganze Vogelwelt scheint sich hier zusammengefunden zu haben. Da sitzen wir denn, wenn beim Scheiden der Sonne ein kühler Lufthauch vom heiligen Nil herüberweht, lauschen auf das Brüllen der Flußpferde, das ferne Trompeten der Elefanten im Papyrusumpf und auf die Liebeslieder der kleinen gefiederten Sänger. Und jetzt, Welch ein Ruf, erst einige tiefe Schläge und dann weich und schmelzend, — das ist ja der Sang der Nachtigall, die dem brütenden Weibchen mit ihrem Lied die Zeit vertreiben will, oder singt sie für uns, um uns an die Heimat, an den nahenden Lenz zu mahnen? Ist es auch nicht unser deutscher Freund, so doch sein afrikanischer Vetter. Gleichgültig, es bedeutet den Frühling in der Natur, im Herzen, hüben wie drüben. Das ist die wenige Poesie, welche die Natur hier bietet.

Wie über den starren Eisflächen des Nordens, so liegt hier über den öden, sonnendurchglühten Steppen ein furchtbarer Ernst, es ist so recht das Land, geschaffen für ein dem Untergang geweihtes Tier. — — —

Nahe bei unserm Lager haben auf einem mächtigen blätterlosen Baum Schreiseeadler ihren Horst gebaut. Es ist dies ein merk-

deinem Dusel profitieren.“ Er war der einzige von uns, der noch kein Breitmaul-Nashorn geschossen hatte. Von zwei Eingeborenen geführt, hatten wir stundenlang die Gegend durchschweift, ohne etwas zu finden. Da erblickte plötzlich einer der Führer etwas graues; wie eine Katze schlich er näher, um nach wenigen Minuten das ersehnte Wild zu melden. Mit der großen Kamera bewaffnet birschte ich hinter Roth her. Die Tiere verhielten sich ganz ruhig, offenbar merkten sie uns nicht. Es war ein eigenes Gefühl, so nahe an die Tiere heranzugehen. Aber auf meinen Freund konnte ich mich verlassen, „dem tritt das Herz weder in die Hand, noch ins Auge“. In aller Ruhe wurden die Aufnahmen gemacht. Dann noch etwas näher, eines sollte fotografiert werden im Augenblick, wo es die Kugel bekam. „Fertig.“ Im Feuer brach es zusammen, und da war auch die Aufnahme gemacht. Das zweite stand erst einen Augenblick verstört da, dann flüchtete es. Nun galt es, noch eine möglichst gute Porträtaufnahme zu machen, ehe das krankgeschossene Tier verendete. R. assistierte, und ich ging ganz nahe heran, währenddessen nahm mein Jäger mit der anderen Kamera uns bei diesem etwas gewagten Unterfangen auf. Das erlegte war kein starkes Stück*), aber nun hatte doch jeder von uns sein Nashorn, wir konnten den Weitermarsch antreten.

Das war doppelt empfehlenswert, wußten wir doch nicht, wieviel Tage wir bis Dufile zu marschieren hatten, von wo aus wir nach Nimule über den Nil setzen wollten.

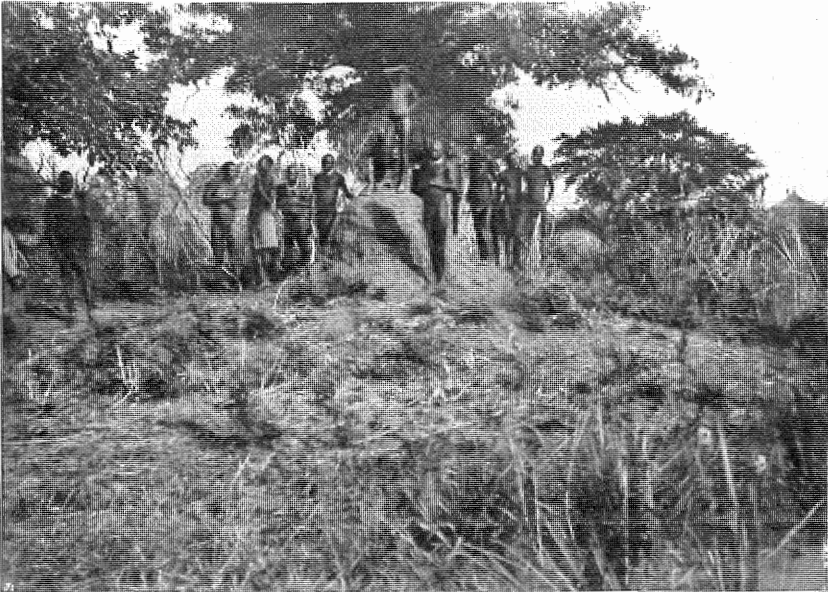
Wir trafen hier ein Dorf, dessen Bewohner sich durch auffallend muskulösen Körperbau auszeichneten, jeder einzelne war ein Herkules. Auch ihre Waffen waren dementsprechend, sehr schwere, lange Lanzen mit nur kleiner, aber äußerst starker Spitze. Offenbar sind die Leute seit undenklichen Zeiten Elefantenjäger. Mit dieser Lanze birschen sie sich heran und stoßen diese dem Tier in den Leib. Gar mancher der schneidigen Kerle hat dabei schon den Tod gefunden, aber offenbar betreiben sie diese Jagdart gewissermaßen als Sport, denn nichts würde sie hindern, wie ihre Nachbarn Giftpfeile zu benutzen. Die Hütten ihrer Dörfer liegen, von einem Zaun umgeben, dicht beieinander. Neben jedem Haus befindet sich auf einem hohen Holzgestell ein gutgeflochtener Korb, in dem, so gegen Nässe und weiße Ameisen geschützt, die Feldfrüchte, größtenteils Mais, aufbewahrt werden.

*) Es befindet sich jetzt im Naturalienkabinett in Stuttgart.



... die beiden „Weißen Nashörner“ halten unser Herannahen nicht bemerkt, obgleich wir nur etwa 30 Schritt entfernt waren.

Der weißen Ameisen muß ich noch mit einigen Worten Erwähnung tun. Wer Afrika kennt, weiß ein Klagelied von diesen kleinen Bestien zu singen. Kaum hatte ich sie wegen Annagens meines Gewehrkoffers mit kochendem Wasser aus meinem Zelt vertrieben, da benutzten sie schon wieder die nächste Nacht, um einen Angriff auf die Apothekenkiste zu machen. Am Morgen erwischte ich sie noch rechtzeitig und deckte ihre Gänge auf. Ich hatte schon nach kochendem Wasser gerufen, um die fliehenden lichtscheuen



Eingeborene von Lado.

Gesellen wieder zu begießen, da nahten die Rächer in Gestalt von großen Wanderameisen. Auf ihrem Streifzug hatten sie offenbar das Gesindel entdeckt, nun kamen sie in dichten Scharen, jede packte eine von den Termiten und zog mit ihr los. Ich hatte gehofft, die gefürchteten Soldaten der weißen Ameisen würden nun hervorbrechen und die Arbeiter schützen, das hätte einen interessanten Kampf gegeben, aber das taten sie leider nicht, sie saßen nur in den ins Innere des Baues führenden Gängen und steckten drohend ihre mächtig bewehrten Köpfe heraus. Die Wanderameisen machten reinen Tisch, nicht eine einzige Termite ließen sie übrig, dann zogen sie in schnurgerader Richtung auf das etwa

20 m entfernte Flußufer zu, wo ihr Bau lag. Es war sehr interessant, zu beobachten, wie die zurückkehrenden Tiere die ihnen entgegenkommenden verständigten, auch sie übermittelten gegenseitig, wie unsere heimischen Ameisen, die Meldung, daß nichts mehr zu holen sei, durch Klopfen mit den Fühlern, denn die entgegenkommenden kehrten ebenfalls um und wanderten zum Nest zurück. —

Beim Durchqueren des Orrasumpfes gab es einen Bach zu passieren; vorsichtigerweise ließen wir uns hinübertragen, hindurchzureiten wäre nicht möglich gewesen. Weiterhin durchzogen wir ziemlich viele Dörfer, aber nie wieder trafen wir Eingeborene von solch stattlichem Körperbau wie in dem Elefantenrevier. Sie waren auch alle nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Die Frauen trugen hier ein bisher noch nicht gesehenes Schmuckstück, sie hatten sich sämtlich Tierschwänze angehängt.

Sollte man daraus auf Atavismus schließen können?

Unser Lager gewährte in diesen bevölkerten Gegenden das reine Jahrmarktsbild. Es wimmelte von Eingeborenen, die das seltene Schauspiel einer durchziehenden Safari genießen wollten. Das meiste Interesse erregte unser Koch, der aus den schönen Blech- und Glasbüchsen die merkwürdigsten Sachen herausholte. Auch die Affen machten ihnen sehr viel Spaß. Wenn die Tiere herumsprangen oder Grimassen schnitten, da wollten sich diese harmlosen Naturkinder totlachen. Vor allem erregte das Tanzen von meinem Fips Freude, ich bin überzeugt, die Leute hätten es von ihm angenommen, wenn wir länger dageblieben wären, so oft machten sie es nach.

Auch auf dieser Seite des Flusses sollten wir einmal ein Unwetter erleben, auf das wir aber glücklicherweise vorbereitet waren. Schon von weitem sahen wir es kommen und hatten rechtzeitig an jedes Zelt eine große Anzahl Träger beordert, die Leinwand in dem Sturm zu halten. Diese Vorsicht erwies sich als durchaus begründet, ohne sie hätte sich die Katastrophe von Butiaba wiederholt.

Wir hatten durch die vielen Trophäen so viele Lasten bekommen, daß unsere Träger nicht ausreichten. Da mußten die Eingeborenen helfen. Sie übernahmen dies auch gern gegen ein kleines Entgelt. Auf den Märschen legten sie mit den 60 Pfund auf dem Kopf ein derartiges Tempo vor, daß wir ihnen kaum folgen konnten, wir mußten immer bremsen. Am nächsten Dorf wurde Halt gemacht, neue Träger erschienen, und die Hetze ging weiter.



(Die Aufnahme ist im Moment des Schusses gemacht.)

... das „Weiße Nashorn“ brach auf Roths Schub
im Feuer zusammen.



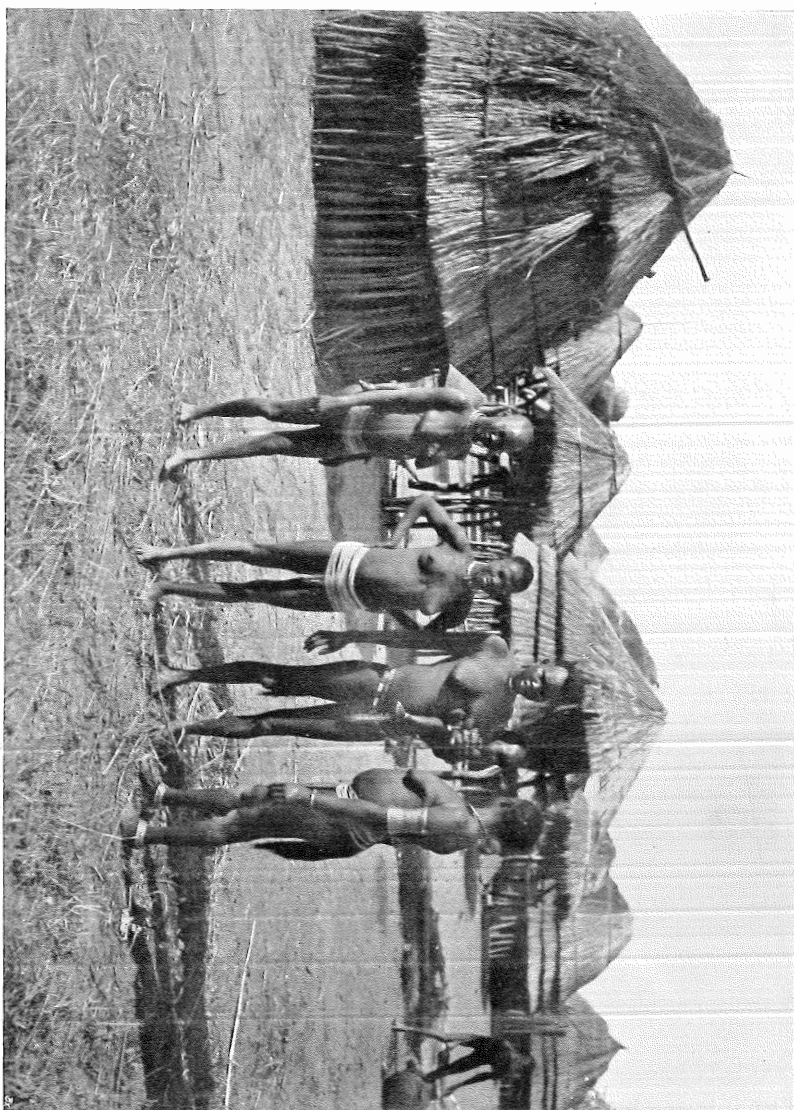
... vorsichtigerweise ließen wir uns hinübertragen.

Nirgends kreuzten wir Bäche, deshalb waren die Leute, wenn sie Durst hatten, auf die Liebenswürdigkeit der Dorfbewohner angewiesen. Um Streitigkeiten vorzubeugen, gingen wir oft selbst in die Dörfer und kontrollierten unsere Leute, dabei gewann man auch einen Einblick. Die Dörfer und Hütten waren äußerst sauber gehalten, der Boden gefegt, nirgends zeigte sich Schmutz oder gar Unrat, besser als in sehr, sehr vielen Gegenden unseres hochkultivierten Europas.

Dieses ewige Wechseln eines Teils der Träger hat einen gewissen Reiz, man fühlt sich dadurch wieder in die Zeiten unserer großen Entdeckungsreisenden versetzt, die auch mit diesen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten.

Wir waren mehrere Tage etwas abseits vom Nil gezogen und freuten uns, als wir wieder den heiligen Strom zu Gesicht bekamen, vor allem, weil wir wieder besseres Wasser hatten. In der Zwischenzeit mußten wir das trinken, was durch Graben im Boden gewonnen war, und das hatte immer einen erdigen Beigeschmack. —

Je weiter wir nordwärts vordringen, desto heißer und trostloser wird die Landschaft; Wild zeigt sich fast überhaupt nicht mehr.



..... die Frauen tragen Tierschwänze.

Die Bevölkerung wird schlapper, nur selten sehen wir einmal einen muskulösen Mann. Und, als hinge dies miteinander zu-

können; ich glaube, der Häuptling hatte sich ihrer geschämt und sie mir nur deshalb nicht anbieten wollen. —

Einen Vorteil hatte die Gegend, sie war billig. Eier kosteten beinahe nichts, ein Huhn $1\frac{1}{2}$ Pfennig, aber das war auch der einzige Lichtblick. Als Arzt bekam ich hier sehr viel zu tun; die Leute leiden ganz entsetzlich unter dem Guineawurm. Es ist sicher, daß sie ihn beim Baden oder durch Trinken des Wassers aus Pfützen bekommen. Das Tier bohrt sich durch das Muskelfleisch und tritt dann meist aus einer Geschwulst hervorbrechend am Hüft- oder Fußgelenk zutage. Da hängt es als kleines, weißes Fädchen heraus, im Körper des Patienten steckt aber noch etwa $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ m von diesem Parasiten. Die Menschen werden durch dieses Tier vollständig zu Krüppeln, und, was das Schlimmste ist, sie wissen sich nicht dagegen zu helfen. Hatte ich erst einmal angefangen, einige Leute in Behandlung zu nehmen, so kamen sie in hellen Haufen. Allen konnte ich aber nicht helfen. Da nahm ich die Häuptlinge und die am verständigsten aussehenden Männer zusammen und unterwies



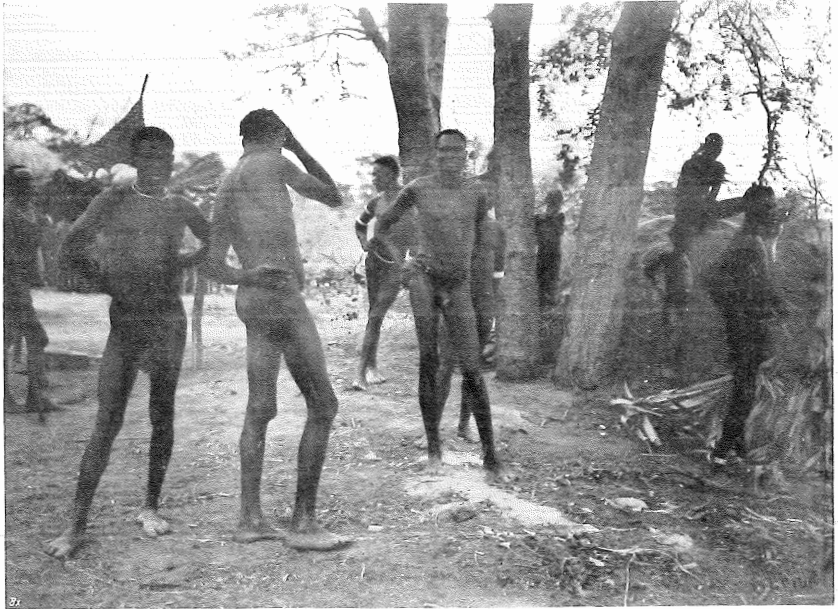
Hin und wieder unterbricht eine Fächerpalme das traurige Bild.



... in den Dörfern sah es sehr sauber aus.

sie, wie sie sich zu verhalten hätten und wie sie mit Hilfe eines eingeschnittenen Holzstäbchens das Tier allmählich entfernen können. Sie zeigten sehr viel Interesse, stellten Fragen, und so hoffe ich, daß die Belehrung etwas gefruchtet hat. Die Regierung des Kongostaates hat sich offenbar noch nicht genügend um diese Volksseuche gekümmert, hier könnte sicher viel geholfen werden.

Eines Tages, als wir ein großes Dorf passierten, erregte mein braves Maultier das sichtliche Mißfallen des Dorfstieres. Erst ließ er sich von dem Hirten zurückhalten, dann aber stürmte er los. Mir war auf meinem edlen Reittier gar nicht behaglich zumute, denn die Sache konnte böse abgehen. Kurz entschlossen nahm ich die Vogelflinte, und als der Bulle auf etwa 10 Schritt heran war, schoß ich ihm die volle Ladung feines Schrot vor die Stirn. Darauf war er offenbar nicht vorbereitet; wie vom Blitz getroffen blieb er stehen, dann wandte er sich und ging langsam, sein mächtiges hörnerbewehrtes Haupt senkend, zur Herde zurück. Und die Eingeborenen — sie brachen in ein schallendes Gelächter aus und verhöhnten das Tier, das, offenbar bösartig, hier an die unrechte Adresse gekommen war.



... die Eingeborenen machten einen schlapperen Eindruck.

Der Weg nahm, parallel zum Bahr-el-Jebel laufend, östliche Richtung an. Zuweilen führte er durch hohes Elefantengras, dann auch wohl, wo der Boden feuchter war, durch dichteren Wald. Ganz feinblättrige Schlingpflanzen hatten hier wie mit einem feinmaschigen Netz die niederen Büsche überzogen, so daß diese grünbewachsenen Hügeln glichen, wo sie aber Bäume überspannen hatten, da hingen die zarten Ranken duftigen Schleiern gleich herab. Doch die Natur weiß sich zu helfen und Bäume wie Sträucher vor der Erstickung durch diese Schmarotzer zu schützen. Nur in Feuchtigkeit und Schatten können diese leben, sie scheuen, wie ihre menschlichen Kollegen, das Tageslicht, vor den Strahlen der Sonne können sie nicht bestehen. Fällt in der trockenen Jahreszeit das Laub von den Bäumen, so schlägt auch ihre Todesstunde, und in wenigen Tagen sind sie verdorrt. Der erste Regen weckt dann Bäume und Sträucher zu neuem Leben, und diese können sich ihres Daseins erfreuen so lange, bis wieder die Schlingpflanzen nachgewachsen sind und von neuem ihr Netz über sie werfen.

einem verwaorlosten Friedhof gleich. Einst eine mächtige Handelsstation, ist es jetzt öde und verlassen. Die Belgier haben kein Interesse daran, daß die Karawanen hier das Land verlassen, um über Nimule-Gondokoro die Frachten nach Ägypten zu verschiffen. Sie wollen den Handel durch ihr Land nach Westafrika leiten. Diese Taktik kann man ihnen nicht verdenken, aber doch macht es einen traurigen Eindruck, wenn man mit Mühe



Ein Nilpferd wird ans Land geschafft.

geschaffene, mit Sorgfalt unterhaltene Stationen, wie es Dufile der ganzen Anlage nach offenbar war, zugrunde gerichtet sieht.

In den Tropen geht der Zersetzungsprozeß schnell vor sich, bei Geschöpfen sowohl wie bei Gebäuden. Über kurz oder lang kommt dieses Gebiet ja wieder in englischen Besitz; ob es dann mehr erschlossen wird, ist fraglich.

Soviel man bis jetzt weiß, bildet nur Elfenbein den Reichtum des Landes. Vielleicht bergen die Gebirge Metalle und anderes wertvolles Gestein, doch wird sich da der Abbau kaum lohnen, da kein Wasser vorhanden ist. Auch durch Hüttensteuer werden die späteren Besitzer wenig aus dem Lande ziehen können, die

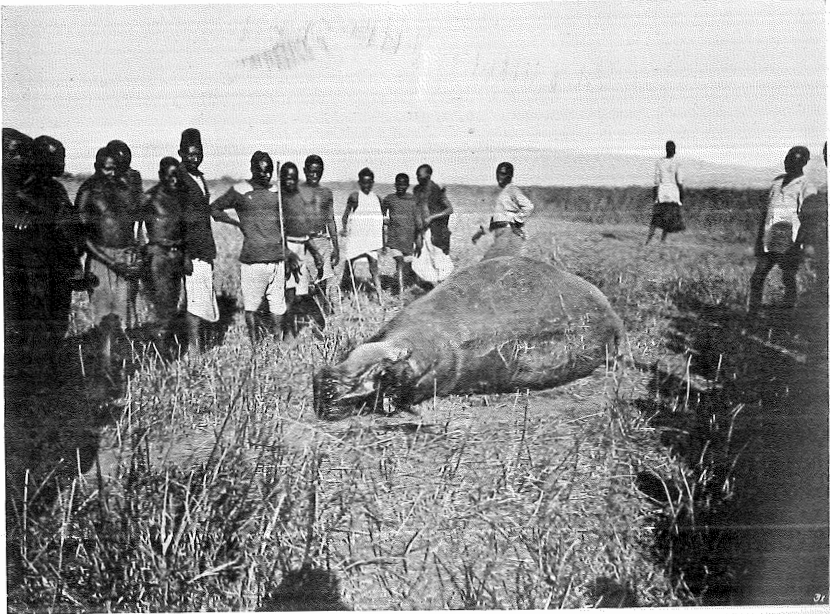
Noch ein Patient stellte sich ein, mit ziemlich geschwellenem Mund, doch dem konnte ich nicht so helfen. Es war einer unserer Kavirondoträger, dessen Gebiß auffallend dem eines Nilpferdbullen glich, nur standen oder vielmehr hatten seine Zähne noch unregelmäßiger gestanden. Dieser Unglücksmensch war mit einem anderen Träger, den wir seiner riesigen Kräfte wegen „Herkules“ nannten, in Streit geraten, hatte sich gar nicht beruhigen können und weiter geschimpft, bis es dem Herkules zu viel wurde; er schlug ihm mit der Rückfläche der Hand auf das Lästermaul, und da war es um das Wundergebiß geschehen. Als er zu mir kam und die Sache vorbrachte, fiel bei jedem Wort ein Zahn heraus. Er hat nie mehr geschimpft.

Unsere Jagdgelüste waren im großen und ganzen gestillt, nur eins lockte hier: die vielen Nilpferde.

Läßt man sich im Boot am papyrusbewachsenen Ufer stromabwärts treiben, so trifft man im flachen Wasser oft ganze Rudel dieser Dickhäuter an. Da liegen sie behaglich, lassen sich die Morgensonne auf das Haupt scheinen und legen zutraulich einander den schweren Kopf auf den Rücken. Ab und zu öffnet einer der Kolosse gähnend den mächtigen Rachen, grunzt wohl einmal, aber dann herrscht wieder Ruhe und Frieden.

Lautlos gleitet das Boot näher und näher, nur unmerklich bewegen sich die Ruder, denn eines der Tiere hält trotz der scheinbaren Schläfrigkeit immer Wache. Etwas ungewohnt scheint der Anblick des Bootes doch. Ein mächtiger Bulle hebt das Haupt und wendet sich, um die Herde zu alarmieren. Zu spät, im Boot blitzt es auf. Mit einer Flucht, so gewaltig, wie man sie dem so schwerfällig erscheinenden Tier gar nicht zutrauen sollte, quittiert es die Kugel. Das Wasser schäumt auf, ein Prusten, Fauchen und Plätschern, und die ganze Herde ist verschwunden. Das Boot liegt am Schilfrand fest; jetzt heißt es abwarten, was die Gesellschaft beginnt. Blasen steigen aus dem Wasser auf, dann erscheint der Kopf des Tieres. Dem getroffenen Bullen wird die Luft knapp, Blut und Wasser schnaubt er beim Auftauchen aus; er sucht das Ufer zu gewinnen. Schon hebt sich der Kopf aus dem Wasser, der Körper folgt, da durchfährt ihn ein zweites Geschoß. Auf der Hinterhand sinkt es nieder, und nun folgt ein Todeskampf, wie man ihn sich nicht wilder vorstellen kann. Mächtig spritzt das Wasser auf, Schlamm und zerstampfte Pflanzenteile werden emporgeschleudert.

sich hier handelt. Das Blut hat sie angelockt, da und dort zeigen sich auf dem ruhig treibenden Wasser ihre häßlichen Köpfe, lüstern umkreisen sie den sterbenden Riesen. Noch einmal hat dieser sich auf einer Schlammbank aufgerichtet, scharf hebt sich die wuchtige Silhouette vom Morgenhimmel ab, doch sterbensmüde hat sich das Haupt gesenkt. Nun bricht er lautlos wie eine schwere Masse zusammen, eine dritte Kugel hat ihn von seinen Leiden befreit.



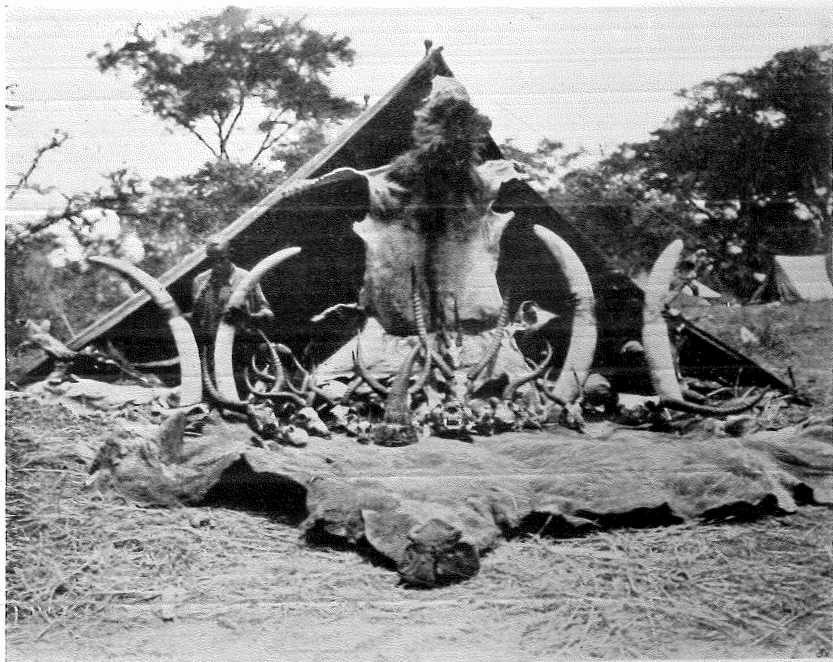
Meine letzte afrikanische Beute.

Da ist es, als habe der Todeskampf und die Schüsse die Stammesgenossen angelockt, 20, 30 tauchen auf. Einige sind offenbar indigniert über den gestörten Frieden, sie brüllen mächtig, andere kommen ganz frech auf das Boot zugeschwommen. Von Zeit zu Zeit verschwinden sie, um dann prustend immer näher aufzutauchen. Wir haben das Boot an den Schilfrand gelegt, damit ich möglichst ruhig zielen kann, denn allmählich wird die Sache ungemütlich; die Situation hat sich umgedreht, hier wird der Jäger zum Gejagten. Aus Dummheit oder ihrer Kraft bewußt scheinen die Tiere zum Angriff übergehen zu wollen. Es ist eine peinliche

beißt*), oder ein Krokodil sich des Opfers erbarmt, im Effekt bleibt es ja auch dasselbe. Doch die Tiere gingen nicht so weit; allerdings ließ ich sie nicht zu nahe kommen, wer näher als 30 m vom Boot auftauchte, bekam etwas aus der Büchse. Entweder sanken sie lautlos weg oder sie tobten wie wahnsinnig, überschlugen sich, fuhren brüllend empor und schnellten aus dem Wasser, bis sie allmählich verendeten.

Angeschossene Nilpferde suchen, wenn sie irgend können, ans Ufer zu steigen und erwarten die Genesung oder den Tod am Land. Dies wollte auch ein sehr starker, krankgeschossener Bulle, der mir allzu nahe gekommen war und dabei etwas abbekommen hatte. Weit ab von mir stieg er an Land, um sich hier in einen sehr schmalen Streifen Papyrus zu retten. Ich fuhr oberhalb dieser Stelle und ließ nun das Boot vom Strom ganz langsam am Ufer entlang treiben. Ich gestehe, klopfenden Herzens saß

* Es sind Fälle bekannt, daß Menschen von Nilpferden zermalmt worden sind.



Meine Strecke von Lado.

Nilpferde umgebracht habe. Bei diesen Tieren ist es aber etwas anderes. In allen Sümpfen, allen Flußläufen Afrikas kommen sie vor, es gibt ihrer ungezählte, und wo sie mit der Kultur in Berührung kommen, da tun sie den furchtbarsten Schaden; wehe dem Feld, in das sie einbrechen, und das tun sie oft, da die Felder fast alle am Fluß liegen. Deshalb ist das Tier in den meisten Gebieten vogelfrei, und jeder Beamte, selbst der konservativste Wildheger, bittet um ihren Abschluß. Im vorliegenden Fall war es noch etwas anderes; mit drei Tieren hätte ich mich begnügt, aber auch auf der Jagd kann es Notwehr geben, und das war ja bei mir der Fall.

So hatte der letzte Jagdtag unserer schönen Reise noch einmal einen vollen Erfolg gebracht. —

Von Dufile sollte uns eigentlich der kleine Gouvernementsdampfer abholen und nach Nimule bringen. Aber das Schicksal wollte es anders! Wir erhielten durch einen Inder die Nachricht, daß der Dampfer etwas später käme, wir sollten deshalb weitermarschieren und eine Tagereise stromabwärts über den Fluß setzen. Aber noch etwas anderes, Wichtigeres stand in dem Brief: Die Belgier hätten Ernst gemacht, sie kämen mit 300 Mann, verhafteten jeden, der sich im Lande blicken ließe, und konfiszierten sein Hab und Gut. Wir hatten zwar die Erlaubnis, hier zu jagen, aber diese war nicht visiert, da, wie oben erwähnt, der betreffende Beamte verreist gewesen war. So beschlossen wir, doch auf alle Fälle Weiterungen aus dem Wege zu gehen, zumal wir von den Truppen des Kongostaates so viel Schlimmes gehört hatten. Wir wollten auf keinen Fall unsere Leute einer Begegnung mit diesen Horden aussetzen. Und es war sehr gut, daß wir so handelten, später lernten wir einen Herrn kennen, den die Belgier erwischt hatten, und er hatte nur Schlechtes zu berichten.

Es wurde beschlossen, daß meine beiden Reisegefährten mit unserem Elfenbein im Faltboot nach Nimule fahren sollten, während ich die ganze Expedition auf dem Landwege bis zum Flußübergang zu führen hatte. Kamen die Belgier also wirklich und faßten mich, so hatten wir wenigstens unser Elfenbein in Sicherheit.

Alaudidae (Lerchen)

Mirafra africana tropicalis (Hartl.)	Baringo-See
Mirafra albicanda (Rchw.)	Butiaba (Albert-See)
Mirafra africanoides alopex (Sharpe)	Südwestl. v. Hannington-See

Sylviidae (Sänger)

Crateropus melanops sharpei (Rchw.)	Ijilo (Uganda)
Argya rubiginosa heuglini (Sharpe)	Thika - Fluß, Baringo-See
Calamocichla jacksoni (Neum.)	Butiaba (Albert-See)
Pratincola salax emmae (Hartl.)	Kampala (Uganda)
Pratincola rubreta (L.)	Kampala, Hoima (Uganda)
Cisticola strangei (Fras.)	Baringo-See, Hannington-See, Ravine, Kilim (Nördl. Elgon)
Camaroptera griseoviridis (v. Müll.)	Butiaba (Albert-See)
Phylloscopus trochilus (L.)	Solei-See
Myrmecocichla nigra Vieill.	Jinja, Kutwi (Uganda) Lado

Liste der vom Verfasser dem Königlichen Zoologischen Museum in Berlin überwiesenen Säugetiere.

Affen

Colobus matschiei Neumann	Elgejo-Tal
Papio toth Ogilby	Thika-Fluß
Papio furax Elliot	Insel im Baringo
Papio aff. doguera Puch	N.-O. Elgon, Turkwel

Fledermaus

Lavia rex Mill.	Hannington-See, Butiaba, Lado, Gondokoro
-----------------	--

Igel

Erinaceus aff. brachydactylus Wagn.	Dufile
-------------------------------------	--------

Nagetiere

Mus hildebrandti Ptrs.	Baringo-See
Mus aff. rattus L.	Guaso Ngisho
Mus ugandae Winton	Hoima
Mus jacksoni Winton	Butiaba

Otomys tropicalis Thos.	Lado
Leggadda minutoides Sm.	Butiaba
Arvicanthis abyssinicus Rüpp.	Lado, Gondokoro
Gerbillus macropus Heugl.	Lado
Muriculus spec. nov.	Guaso Ngisho
Tachyoryctes annectens. Thos.	Kitumu, südl. Kenia
Lepus somalensis. Heugl.	Guaso Narok
Lepus victoriae Thos.	Guaso Ngisho
Lepus aff. ochropus Wagn.	Thika-Fluß

Raubtiere.

Canis (Lupulella) schmidti Noack	Guaso Ngisho
Canis (Schaeffia) wunderlichi Noack	Guaso Ngisho
Hyaena (Crocotta) leontiewi Satunin	Guaso Narok
Hyaena (Crocotta) aff. kibonotensis Lönningberg	Nzoia
Hyaena (Hyaena) spec. nov.	Elgejo
Zorilla intermedia Anders u. Winton	Gondokoro

Huftiere.

Rhinoceros (Ceratotherium) simus cottoni. Lyd.	Orra-Sumpf (Lado)
Equus (Hippotigris) granti Winton	Nyamindi
Procavia (Dendrohyrax) aff. stuhlmanni Mtsch.	Nzoia
Procavia (Procavia) jacksoni Thos	Nzoia
Procavia (Heterohyrax) aff. brucei Gray	Kenia
Giraffa cameleopardalis	Thika-Fluß
Bubalus aff. schillingsi Mtsch.	Kalimaguma
Bubalis aff. cokei. Gthr.	Nairobi, Tana
Bubalis jacksoni Thos.	Guaso Narok
Bubalis jacksoni Thos. Embryo	Guaso Ngisho
Bubalis niediecki Neumann	Lado
Damaliscus corriganum, selousi Lyd.	Guaso Ngisho
Adenota leucotis Lcht.	Lado
Adenota thomasi Neumann	Nzoia
Adenota nigroscapulata Mtsch.	Orra-Sumpf (Lado)
Redunca donaldsoni Rothsch.	Guaso Narok
Redunca wardi Thos.	Guaso Ngisho, Sirgoi
Redunca spec. nov.?	Thika-Fluß
Cobus harnieri Murray	Orra-Sumpf (Lado)
Cobus ugandae Neumann	Guaso Ngisho

<i>Tragelaphus bor</i> Heugl.	Orra-Sumpf (Lado)
<i>Tragelaphus massaicus</i> Neumann	Thika-Fluß
<i>Gazella (Matschiea) notata</i> Thos.	Baringo-See, Guaso Njiro
<i>Gazella thomsoni</i> Gthr.	Hannington-See
<i>Ourebia cottoni</i> Thos.	Sirgoi
<i>Ourebia keniae</i> Meinertzhagen	Kenia
<i>Ourebia montana</i> Cretzschmar	Orra-Sumpf (Lado)
<i>Raphicerus neumanni</i> Mtsch.	Sirgoi, Nyeri, Nyamindi
<i>Rhynchotragus cavendishi</i> Thos.	Kilim
<i>Rhynchotragus nasoguttatus</i> Lönnberg	Baringo-See, Thika
<i>Oreotragus saltatrixoides</i> Rüpp ?	Butabia
<i>Sylvicapra nyansae</i> Neumann	Guaso Ngisho
<i>Sylvicapra abyssinica</i> Thos.	Orra-Sumpf (Lado)
<i>Sylvicapra leucoprosopus</i> Neum. ?	Nyamindi
<i>Phacochoerus aeliani</i> Cretzschmar	Guaso Ngisho

Ferner wurden erlegt:

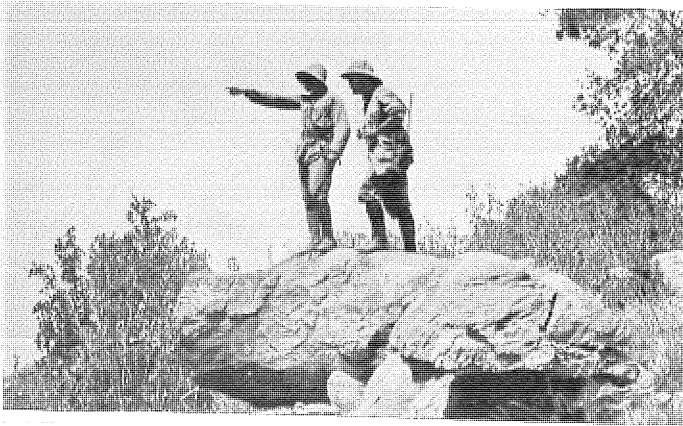
<i>Hippopotamus affinis abyssinicus</i> Less.	Baringo, Nil
<i>Phacochoerus affinis aethiopicus</i> Schreb.	Thika-Fluß Guaso Ngisho
<i>Buffelus</i> (?)	Südl. Kenia
<i>Buffelus</i> (?)	Lado
<i>Rhinoceros bicornis</i>	Leikipia, Nzoia
<i>Elephas</i>	Guaso Ngisho, Lado
<i>Strepsiceros strepsiceros</i> Pall.	Baringo
<i>Oryx beisa</i>	Guaso Njiro, Leikipia
<i>Oreas livingstoni</i> Sclat.	Südl. Kenia, Guaso Njiro
<i>Oreas oreas</i> (Pall.)	Westl. Leikipia
<i>Connochaetes taurinus</i> Burch.	Athi Plains
<i>Aepyceros suara</i> Mtsch.	Thika-Fluß, Baringo
<i>Uncia masaica</i> Neum.	Guaso Ngisho
<i>Uncia</i> (?)	Lado
<i>Lycaon pictus</i> Temm.	Athi Plains

Anmerkung: Die mit Fragezeichen versehenen Tiere sind wahrscheinlich, die mit spec. nov. bezeichneten sicher bisher unbeschriebene Arten.

In Afrikas Wildkammern

als Forscher und Jäger

Von
Dr. A. Berger



Mit 40 Tafeln und 240 Textabbildungen nach Originalaufnahmen
sowie einer Übersichtskarte

BERLIN
VERLAGSBUCHHANDLUNG PAUL PAREY

Verlag für Landwirtschaft, Gartenbau und Forstwesen

SW., Hedemannstrasse 10

1910

INHALT.

	Seite
I. Nach Nairobi	1
II. In den Athi Plains	11
III. Am Thika	23
IV. Fort Hall-Embo	74
V. Am Guaso Njiro	112
VI. Auf dem Leikipia-Plateau	155
VII. Im großen Graben	185
VIII. Abseits vom Wege	231
IX. Auf dem Guaso Ngisho	258
X. Um den Mt. Elgon	286
XI. Durch Uganda	317
XII. Am Albertsee	344
XIII. Im Lande des weißen Nashorns	358
XIV. Von Dufile nach Gondokoro	399
XV. Heimwärts	411

Anhang:

Auszug aus einem englischen Jagdschein	421
Liste der gesammelten Vögel	422
Liste der gesammelten Säugetiere	429



Drei Rhinos standen zusammen.

V. KAPITEL.

Am Guaso Njiro.

Unser Plan ging nun dahin, möglichst weit nördlich vom Kenia vorzudringen.

Diese Gegend ist noch sehr unerforscht, nur wenige Europäer sind bisher hier gewesen, da mußte es noch manches zu holen geben. Der Guaso Njiro, dessen weiterer Verlauf noch so gut wie unbekannt ist, beschreibt dort einen großen Bogen nach Osten.

Landschaftlich ist die von uns zu durchziehende Gegend sehr schön. Allenthalben baumbestandene Höhenzüge, in den Tälern fruchtbares, kultiviertes Land.

Es ist, als ob hier die Schönheit der Natur auch auf den Kunstsinne der Bevölkerung geschmackveredelnd gewirkt hätte. Aus Glas- und Porzellanperlen fertigen sie sehr hübsche Hals- und Armringe sowie Ohrgehänge. Ihre Geräte zeigen hier und da auch einige Schnitzarbeiten.

Eigentümlich fremdartig berühren die Kuppen der Hügel. Hier finden sich fast regelmäßig dichte Wäldchen. Ob die Regierung für deren Erhaltung Sorge trägt, oder aber die Eingeborenen an irgendeinen in diesen Dickungen hausenden Zauber glauben, konnte uns niemand sagen. Letzteres ist wohl der Fall, denn für Erhaltung der Wälder oder gar Aufforstung haben die Engländer, wenigstens so weit es ihre Kolonien angeht, merkwürdigerweise offenbar keinen Sinn. Ich werde an späterer Stelle durch Beispiele meine Ansicht zu begründen suchen. — — — —

Wir schreiben September. Die Zeit des Grasbrennens ist gekommen. Lange Rauchstreifen steigen zum Himmel empor. Allabendlich sieht man die langsam weiterleckenden Flämmchen an den Hängen sich entlangziehen. Wie die Lichter einer fernen Stadt nehmen sie sich auf die Entfernung aus. Mit Schaudern denkt mancher daheim an diese Art von Bodenkultur, an die ewigen Steppenbrände; sie bringen Vernichtung und Leben.

Älter als die Weltgeschichte sind diese Brände. Schon die alten Karthager sahen sie bei ihren Expeditionen nach der Westküste Afrikas von den Schiffen aus und schauderten davor, weil sie deren Bedeutung nicht kannten.

Der Baumwuchs leidet dadurch viel Schaden, das ist sicher. Das alljährliche Feuer hemmt das Wachstum, zwingt es zu allzu frühem Stillstand, bis die nächste Regenzeit wieder neues Leben weckt. Das knorrige verschrumpelte Holz ist wohl die Folge dieser alljährlichen Mißhandlungen. Nur langsam können sich die Bäume entwickeln, wenn ihnen dieses überhaupt gelingt.

Aber für die weiten Grasflächen der Steppen ist das Feuer eine Notwendigkeit. In wenigen Minuten verzehren die Flammen die



Eingeborene bringen Bananen zum Markt.

von der sengenden Glut der Sonne ausgedörrten Grasdickichte. Dann kommen gute Zeiten für die Viehherden und das Wild. Gern naschen sie die salzigen Rückstände der Asche und äsen das frische Grün. Auch hier wieder der ewige Wechsel des Werdens und Vergehens. Übergoß aber vollends ein plötzlicher Regenschauer die Landschaft mit dem belebenden Naß, dann ist alles wie mit einem Zauberstab erweckt, da sproßt und grünt es in üppiger Fülle, und über Nacht prangen die weiten Steppen im saftigsten Frühlingsgrün. Die Steppenbrände haben aber noch eine nicht zu verachtende gute Eigenschaft. Sie vernichten Unmengen von Ungeziefer, das in dem Grase, auf Tiere und Menschen lauernd, sitzt.

Unsere Karawane wandert in nordwestlicher Richtung. Heiß brennt die Sonne, mühsam und mißmutig schleppen wir uns weiter, das Interesse für die Umgebung läßt nach. Steht man dann aber auf der Höhe und läßt das Auge in die Ferne schweifen, da weitet sich die Brust. Vor uns liegt ein herrliches Landschaftsbild: Zur Linken erheben sich, stufenförmig ansteigend, die Karuraberge, zur Rechten breitet sich die weite Ebene, aus der sich der mächtige Kegel des Kenia erhebt. — — —

Ohne irgendeine Rücksicht auf Terrainschwierigkeiten ist der Weg angelegt. Für Fußgänger, besonders so tüchtige wie die Neger, macht ein bißchen mehr oder weniger Steigung nicht viel aus. Von Jugend auf an Lasten gewöhnt, tragen sie dieselben ohne große Mühe. Für europäische Karawanen, die mit Reit- und Lasttieren kommen, liegen da die Verhältnisse schlechter. Alle Augenblicke gleitet ein Esel auf dem vom Morgentau noch schlüpfrigen Boden aus und fällt mit der Last zu Boden.

So gibt es ewigen Aufenthalt. Dann kommt wieder ein reißender Bach, den die Langohre nicht mit dem Gepäck auf dem Rücken passieren können; kurz man hat ewige Scherereien.

Manchmal sind ja diese Tiere ganz brauchbar, aber für eine langdauernde Expedition in diesen Gegenden sind sie absolut ungeeignet. Da sind Träger doch besser, mit ihnen hat man die volle Bewegungsfreiheit, und braucht nicht in ewiger Sorge um ramponierte Lasten oder gar Verlust der Tragtiere zu sein.

Diese Landschaft mit ihren vielen malerischen Tälern war eine der schönsten, die wir auf unserer Reise durchwandert haben.



. . . . die Eingeborenen schmücken ihre Ohren mit mächtigen Holzstücken (man beachte den mittleren).

Da lagen die Pflanzungen und Dörfer mit den eingesprengten Häusern, Wäldchen und Flußläufen oft wie ein paradiesischer Garten zu unseren Füßen.

Immer wieder tauchte die Erinnerung an Japan auf, aber die kleinen bunten Schmetterlinge, die Japanerinnen in ihren reizenden Kimonos fehlten. Andre Städtchen, andre Mädchen; hier sehen sie leider ganz, ganz anders aus.

Wie ihre Landsleute südlich vom Kenia schmücken die Eingeborenen hier ihre Ohren mit mächtigen Holzklötzen und schweren Ringen, außerdem spielen bunte Glasperlen und Muschelschmuck eine große Rolle.

Der „Schönheitssinn“ ist bedeutend entwickelt, wenigstens von ihrem Standpunkt aus. Nase, Augenwinkel und -lider und die Umgebung des Mundes werden ziegelrot angestrichen, die Beine durch schöne Zickzacklinien dekoriert, was dem ganzen einen spaßhaften Ausdruck verleiht, etwa wie bei unseren Clowns. Viele Männer tragen auch noch mit Lehm vollgeschmierte Perücken und drehen die als Haare geltenden Wollfäden zu langen Strähnen.

Die Bewaffnung ähnelt mehr der, welche uns von den Massais

bekannt ist; die Blätter der schweren Speere sind etwas kürzer, dafür aber bedeutend breiter.

Eine Tagereise von Nyeri ändert sich die Landschaft; die Pflanzungen werden seltener, wir kommen immer mehr in hügeliges Weideland. Prächtige Herden kräftiger Buckelochsen und Ziegen werden hier gehalten.

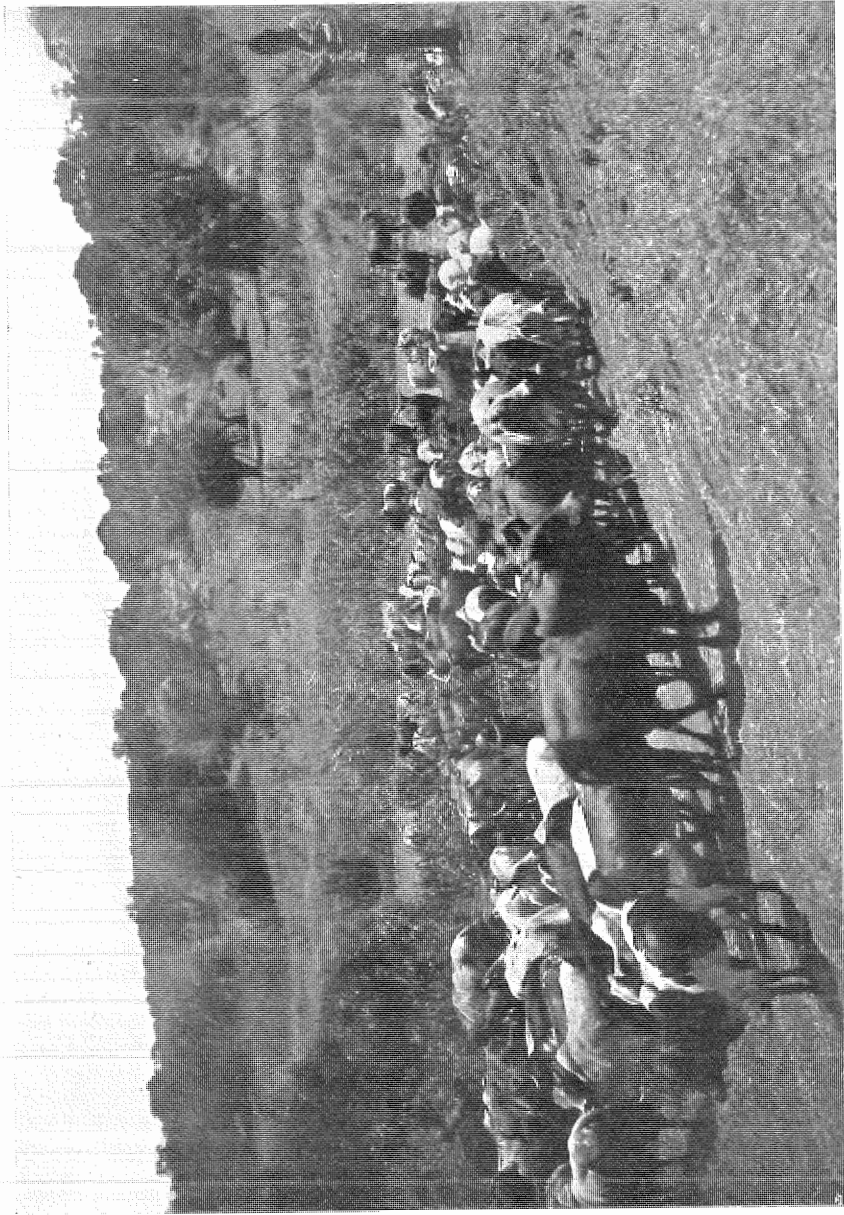
Beim Distriktkommissar erfuhren wir zu unserer Verwunderung, daß wir große Scherereien mit den Eingeborenen gehabt hätten, er sei schon mit der Absicht umgegangen, mit Askaris zu unserer Unterstützung auszurücken. Was die Veranlassung zu diesem Gerücht gegeben hat, ist uns völlig unverständlich, denn wir hatten nicht ein einziges Mal Schwierigkeiten. Aber in Afrika ist es eben wie anderswo, Gerüchte entstehen, wachsen lawinenartig an und verbreiten sich vor allen Dingen sehr schnell. Das schlimmste ist nur, daß dann zu leicht eine europäische Zeitung davon erfährt und die Nachricht, mit einigem Beiwerk frisiert, den erschauernden Lesern auftischt, unbekümmert darum, daß die Verwandten der Reisenden dadurch in größte Sorge versetzt werden.

In den uns nach Afrika nachgeschickten Zeitungen fanden wir unter Angabe von Daten und Orten große Artikel über Aufstand und heftige Kämpfe in Kikuyuland. Gerade in derselben Zeit haben wir das Land kreuz und quer durchreist und nicht die geringsten Spuren von Unzufriedenheit wahrgenommen, alles war in tiefstem Frieden.

Diese häufig wiederkehrenden Alarmnachrichten bergen eine große Gefahr in sich; die Europäer werden gleichgültig dagegen. Es ist ja absolut unmöglich, von vornherein Wahrheit von Dichtung zu unterscheiden, und ist man neunmal genarrt, so will man wenigstens beim zehnten Mal nicht hineinfallen. Da ist es wohl erklärlich, daß wirkliche Aufstandsbewegungen, die gemeldet, einfach nicht geglaubt werden, bis plötzlich das Unglück hereinbricht.

Zu machen ist gegen diese Lügenhaftigkeit und Neuigkeitskrämerei der Neger nichts, sie meinen es ja nicht böse, denken vielmehr dem Herrn einen Gefallen zu tun, wenn sie ihm etwas Neues berichten.

Der Jäger kann davon ein Lied singen. Fragt er zum Beispiel nach dem Vorkommen eines Tieres, zeigt vielleicht, um sich verständlich zu machen, ein Bild desselben, so kann er mit Sicherheit darauf rechnen, daß die Leute entweder sofort „ja“ sagen oder



Die Masai haben ihre Viehbestände wieder hochgebracht.

aber sich besinnen, einander angrinsen und streiten, bis dann der erste „ja“ sagt. Nun ist das Eis gebrochen, und nach wenigen Minuten haben sie so viel von dem Tier erzählt, daß man glauben könnte, es wimle davon. In Wirklichkeit hat aber der Fragende ihnen die Antworten nur hineinexaminiert.

Das sind Erfahrungen, die man allmählich macht und über die man sich nur anfangs ärgert. — — —

In uns tritt nun allmählich immer mehr der Wunsch auf, auch einmal wieder etwas Wild zu Gesicht zu bekommen, schon lange leben wir wieder von Hühnern und Schafen, an sich ja ganz schmackhaften Sachen, nur versteht unser Koch doch nicht so recht, wie man sie eßbar zubereitet.

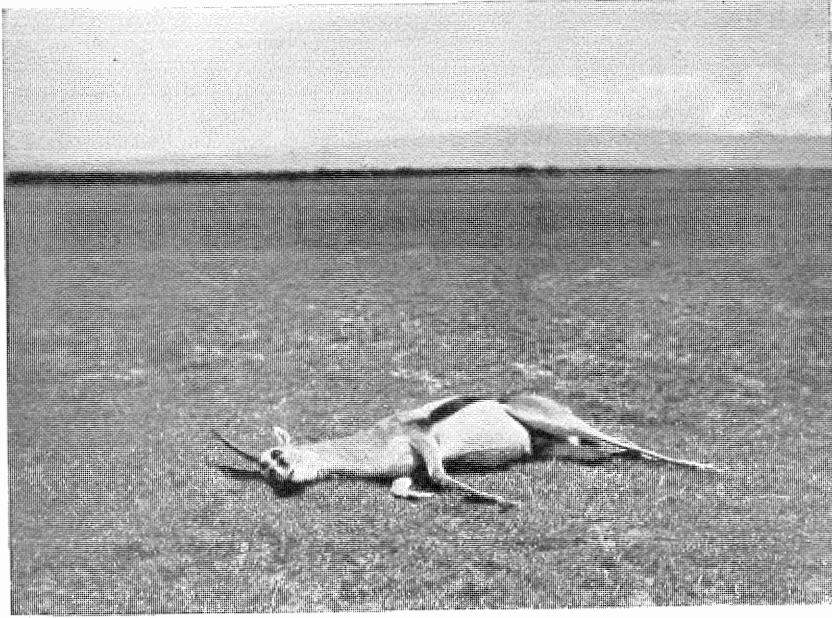
Überhaupt die afrikanischen Köche. Eigentlich müßte man ihnen täglich 10—20 mit dem Kiboko verabfolgen lassen, dann bekäme man wenigstens anständiges Essen. So aber sind sie ganz bodenlos faul, sitzen wie die Fürsten am Herdfeuer, falls sie nicht gerade schlafen, rühren vielleicht einmal mit dem Löffel, im übrigen muß der Küchenjunge alles tun. Wir benutzten, sobald wir das heraus hatten, die erste Gelegenheit, schickten den Koch weg und ließen den Küchenjungen avancieren, der sich nun seinerseits wieder einen dienstbaren Geist heranbildete.

Das ging sehr gut. Den neuen Koch behandelten wir von Anfang an etwas strenger, und so war mit ihm auszukommen. Nur einmal wurde er frech, da hat er aber ein solches Haar drin gefunden, daß er, wenn auch knurrend, gehorchte.

Einen sehr netten Brief schrieb uns der entlassene Koch: Wir wären keine wahren Gentlemen, erst nachträglich hätte er erfahren, daß wir nicht in der Lage wären, einen so „tüchtigen“ Koch wie ihn zu bezahlen, wir hätten ihm doch das von Anfang an sagen sollen usw., dann wäre er gar nicht mitgekommen.

Im ersten Augenblick haben wir uns köstlich über den Brief amüsiert, allmählich stieg uns aber doch das Gefühl auf, eine derartige Frechheit dürfe man nicht durchgehen lassen, weil sie böse Früchte zeitigt. Wir erzählten diese Geschichte einem Beamten. Der meinte: „Lassen Sie den Kerl.“

Ich halte eine derartige milde Behandlung nicht für richtig. Der Neger will stramm angefaßt werden, und ich bin sicher, in Deutsch-Ostafrika würden sie es nicht wagen, wenigstens nicht ungestraft. Wer weiß, ob die Zeit allzu fern ist, in der sich dieser



Thomsongazelle.

Humanitätsdusel der Engländer rächt, genug Warner haben schon ihre Stimme erhoben, aber daheim will man ja nicht hören. — — —

Vor wenigen Jahren vernichtete die Rinderpest, der ungezählte wilde und zahme Herden zum Opfer fielen, auch die ungeheuren Viehbestände der Massai, und dieses mächtige Volk, das trotz aller Niederlagen sich doch immer wieder kühn erhoben hatte, ging zugrunde, verhungerte. So wurden die Engländer unumschränkte Herren dieser Länder. Allmählich erholten sich aber die Reste dieses Volkes. Durch Hege und sorgsame Zucht brachten sie nach dem Verlöschen der furchtbaren Seuche ihre Viehbestände hoch und schon beginnen sie wieder ihre alten Herrenrechte geltend zu machen.

Nicht in offenem Kampf mit Speer und Schild, sondern mit stiller Unverfrorenheit breiten sie sich aus. Schon längst haben sie die Grenzen der ihnen angewiesenen Reservate überschritten, allenthalben trafen wir zu unserem Leidwesen auf ihre Herden, die natürlich alles Wild aus den Gegenden verscheucht hatten.

Je weiter wir nach Norden ziehen, desto unansehnlicher wird der Schmuck und die Bewaffnung der Eingeborenen, alle tragen Bogen und Köcher, Schwert und Keule, die schönen Speere bekommen wir nur noch selten zu Gesicht.

Die Keule wird viel mehr gebraucht, als man im allgemeinen glaubt. Das scheinbar unbedeutende Ding ist eine furchtbare Waffe. Wiederholt sah ich, wie ein Schlag damit genügte, um die stärksten Knochen zu zerschmettern, wenn es galt, das saftige Knochenmark herauszuholen. Trifft ein solcher Schlag den Schädel des Feindes, so geht er sicher in Scherben. Sonst wird sie als Wurfgeschöß benutzt. Meist tragen die Leute die Keule beim Wandern in der Hand. Huscht eine kleine Antilope über den Weg, dann fliegt ihr sicher die Waffe nach, zwar geht sie meist fehl, ab und zu trifft sie aber doch.

Auf den Hochebenen wird die Landschaft recht monoton, überall trockene Steppe mit Flötenakazien und einigen Dorngebüsch.

In den Tälern sieht es anders aus. Da, wo Feuchtigkeit das üppige Grün der Tropenlandschaft am Leben erhält, ist munteres Treiben. Glanzstare, Webervögel und bunte Schmetterlinge sind lang entbehrte Freunde; ihr Anblick wirkt geradezu erfrischend.

Die trockene Jahreszeit macht sich schon sehr fühlbar. Wo die Karte in schönen blauen Linien rauschende Bäche verspricht, zieht sich jetzt höchstens ein dünner, träge fließender Wasserfaden hin, meist deuten nur einige Tümpel, einige grüne Bäume an, daß auch in diesem Tale sonst ein Bächlein rinnt.

Das sind schlimme Zeiten für eine so große Karawane wie die unsrige; wehe, wenn man kein Wasser findet.

Hoch steht die Sonne. Dort im nächsten Tal, wo die mächtigen grünen Bäume stehen, muß sich Wasser finden. Die Leute sind erschöpft, dies ewige Einerlei der Landschaft, immer bergauf, bergab in der sengenden Sonne, schon lange kein Fleisch mehr als Zukost, da die Gegend so wildarm ist, all das hat ihre Kräfte geschwächt, ihnen die Wanderlust genommen. Und nun kommt der Durst, und kein Wasser.

Mißmutig werfen die Leute die Lasten zu Boden und hocken sich hin. Ein Witzbold versucht, die Gesellschaft aufzuheitern, aber er findet keinen Anklang.

Vorwärts, heißt es wieder, weiter, schließlich müssen wir einmal Wasser finden. Kein Eingeborener begegnet uns, den wir fragen könnten. Da hilft es nichts, es muß durchgehalten werden. Stunde um Stunde verrinnt, aber nirgends Wasser, alle Bäche sind ausgetrocknet.

Wir reiten voraus, teilen uns, um so vielleicht eher etwas zu finden. Was kümmern uns jetzt die sonst so begehrten Stein-

böckchen, heute gilt es nur Wasser. Wie lange ich so in dumpfem Brüten hingeritten war, ich weiß es nicht, nur der Gedanke an das feuchte Naß, die Sorge um die vielen Leute hielt mich aufrecht.

Da, ein Schuß, noch einer, jetzt der dritte, das war das verabredete Zeichen; einer der Kameraden hat Wasser gefunden! Im Nu sind die Sorgen verfliegen, jetzt kann man auch wieder an einen Küchenbraten denken, ein Steinböckchen und eine fette Trappe, das ist eine gute Abwechslung.



. . . ich schlug mein Zelt mehr nach der Steppe zu auf.

Von hier an wurde es auch jagdlich besser. Ab und zu tauchten eine Zebraherde und Thomsongazellen auf, hin und wieder ein einzelnes Jackson-Hartebeest, so daß wir daran denken konnten, auch unseren Leuten einmal wieder Fleisch zu geben.

Solche wochenlange Märsche sind eigentlich furchtbar langweilig. So schön einzelne Landschaften auch sind, im großen ganzen erschläft doch das Interesse. Die weiten öden Steppen, dazu die flimmernde, heiße Luft und das von dem grauweißen Boden grell reflektierende Licht wirken geradezu einschläfernd.

Kommen aber dann wieder Jagdtage, wie schnell ist all das Ungemach vergessen, und jetzt, während ich dies niederschreibe, muß ich es erst an der Hand des Tagebuches aus einem der hintersten Gedankenfächer herauskramen.

Ich bedaure immer die Leute, die von ihren Reisen gerade die Widerwärtigkeiten am besten im Gedächtnis bewahrt haben. Mir geht es umgekehrt, und ich bin recht zufrieden damit. — — —

Allmählich hatten wir dieses Hügelland überwunden, noch ein steiler Anstieg, und vor uns breitet sich das mächtige Leikipia-Plateau aus.

Wie schon erwähnt, ist das afrikanische Wild ganz unglaublich hart, und man wundert sich nicht, wenn ein Stück mit dem besten Blattschuß noch wer weiß wie weit geht, aber hier leistete sich doch ein Thomsonbock ganz Unglaubliches: Ich schoß ihm eine Gehörnstange direkt am Schädel ab, jeden Hirsch oder Rehbock würde ein derartiger Schuß betäubt haben. Anders die Gazelle, sie schüttelte einmal mit dem Kopf, ging dann flüchtig ab, verhoffte nach mir herüber und äste dann ruhig weiter, als sei nichts geschehen, und man sollte doch annehmen, daß ein derartiger Schuß einen ganz gehörigen Brummschädel geben müßte.

Hier auf der Hochebene hat sich die trockene Jahreszeit noch nicht so geltend gemacht. Die kühlen, taureichen Nächte sorgen dafür, daß der Pflanzenwuchs sich länger frisch erhält. Weite offene Steppen wechseln mit lichten Wäldern von Flötenakazien, die hier sich zu wirklichen Bäumen entwickeln, während wir sie bisher nur als recht kümmerliche Gewächse getroffen hatten. Vielleicht findet dies seine Erklärung darin, daß auf dem Leikipia-Plateau das Gras nicht so hoch und so dicht wie in den tiefergelegenen Gegenden wird. Brennt dann das dürre, spärliche Gras der Höhe ab, so hat es natürlich eine schwächere Flamme, die den Bäumen weniger schadet, sie weniger im Wachstum aufhält als die Glut der Steppenbrände in tieferen Lagen. Ob meine Vermutung richtig ist, weiß ich nicht.

Sogar frisches, grünes Gras bekamen wir hier zu sehen, ein lang entbehrter Anblick, zwar fand es sich nur an wenigen Stellen, aber da hatten sich dann auch Elenantilopen, Zebra, Impalla und Thomsongazellen zusammengefunden.

Sehr schwach dagegen ist die Vogelwelt vertreten, nur in den Bäumen der Wasserrisse flattert hier und da eine Taube.

nie wieder erleben werden. Genau am Mittag der Tag- und Nachtgleiche passierten wir den Äquator. Die Sonne strahlte vom wolkenlosen Himmel, und wir konstatierten, als wir punkt 12 Uhr den Versuch machten, daß sie absolut senkrecht über uns stand. Unwillkürlich fiel mir aus fernster Jugendzeit die Geschichte von dem tiefen Brunnen ein, den die Sonne nur zweimal im Jahre ganz beschien. — — —

Die Hauptstadt des Leikiyadi-distriktes ist Rumuruti. Hier bogen wir von unserer bisherigen nördlichen Marschrichtung nach Nordosten ab, um in den wildreichen weltfernen Gegenden nördlich vom Kenia zu jagen.

In der Nähe eines mächtigen Schilfdickichtes hatten wir unser Lager aufgeschlagen. Ich traute dem Ort nicht sonderlich, da mir die vielen feuchten Stellen des Bodens im Lager Unheil verkündeten. Hier waren erst in letzter Zeit Tümpel verschwunden, und so konnten wir mit eben so viel Sicherheit auf eine erkleckliche Anzahl Moskitos rechnen. Das war der Grund, daß ich mein Zelt mehr nach der Steppe zu aufschlug. Meine Freunde beharrten aber auf ihrem Lagerplatz.



... dort kann man ruhig aus der schmutzigsten Pfütze trinken.

Zeigen sich in Afrika schon am Tage Moskitos, so ist es sicher, daß es am Abend grauenhaft wird. Leider hatte ich diesmal recht. Zum Essen mußte ich ja doch zum Hauptlager kommen, und was ich da an den blutdürstigen Quälgeistern fand, überstieg noch meine Befürchtungen. Wie Wolken fielen sie über uns her. Was nützten da lange Handschuhe und Schleier. Zum Essen mußte man ihn doch lüften, und sofort saßen sie zu Dutzenden darin. Ich war froh, als ich wieder in meinem Zelt war, da quälten sie mich viel weniger.

„Eine angenehme Landschaft“, dachten wir, „erst die Fliegen, nun die Mücken“. Um dem Malariagift, mit dem wir sicher reichlich infiziert waren, die Kraft zu nehmen, wandten wir natürlich Chinin an, und ich möchte mir an dieser Stelle einige Worte über diese Chininprophylaxe erlauben:

Es gibt eine sehr große Anzahl Menschen, welche diese einfach für Unsinn erklären; dem kann ich absolut nicht beipflichten. Sie schützt nicht in allen Fällen, das wissen wir, aber die Zahl der Erkrankungen wird durch sie ganz bedeutend herabgesetzt. Vorbedingung ist aber eine systematische, regelmäßige Behandlung, die sich auf unsere Kenntnis von der Entwicklung der Malariaerreger stützt. Wir verfahren in der Weise, daß wir am ersten, fünften, zehnten usw. Tag nach unserer Ankunft in einer verseuchten Gegend je $\frac{1}{2}$ Gramm Chinin nahmen, und waren außerordentlich damit zufrieden. Auf früheren Reisen nahm ich größere Dosen, aber das hat keinen Zweck.

Mein Reisegefährte Roth hatte sich früher in Griechenland Malaria geholt und litt lange daran. Seitdem er mit mir reist, nimmt er in gefährlichen Gegenden immer Chinin, und nie hat sich wieder ein Anfall eingestellt. Wir haben die fieberschwangeren Gegenden von Neu-Guinea, Java, Siam, Ceylon, Ostafrika, Uganda und am Nil bereist; nie hat sich bei uns Malaria eingestellt, während fast alle, die nicht die Prophylaxe anwendeten, furchtbar unter dieser Krankheit zu leiden hatten.

Unverkennbar sind ja die Nachteile, die durch häufiges Nehmen dieser Medizin für Magen und Nervensystem sich einstellen, aber sie verlieren sich auch wieder.

Die beste Zeit zum Einnehmen ist nach unserer Erfahrung etwa eine halbe Stunde nach dem Mittagessen, dann tritt der Hauptchininrausch in der Nacht während des Schlafes ein, und am nächsten Tage



... dann machte das Rhino kehrt
und empfahl sich.

spürt man nur noch wenig davon, wenn ich auch nicht verkennen kann, daß die Willenskraft an diesem Morgen herabgesetzt ist, und die Hand sehr leicht zittert. Ich möchte deshalb jedem raten, wenn er es irgend kann, diesen Morgen nicht zur Jagd auf gefährliches Wild zu benutzen. Natürlich gilt dies nur nach längerem Gebrauch von Chinin.

Da wir gerade von Krankheiten plaudern, möchte ich einer zweiten Gefahr, die den Reisenden bedroht, gedenken: der Dysenterie mit allen ihren Unterarten. Meist ist man zu viel frisches Fleisch (abhängen lassen kann man es ja in dem heißen Klima leider nicht), und bald stellen sich dann Darmkatarrh und -Blutungen ein. Deshalb soll sich jeder Reisende mit Gemüsen, Reis, Makkaroni und Früchten versehen. Heute, wo wir all die schönen Dinge in getrocknetem Zustand bekommen, ist es ja eine Leichtigkeit, genügende Mengen mitzunehmen, so wird es nicht schwer, sich vor diesen Erkrankungen zu schützen.

Früher hieß es immer, das Wasser sei allein Schuld an den Erkrankungen, heute wissen wir es besser. Wasser ist nur in der Nähe von Ansiedelungen gefährlich, aber weit draußen in der Steppe, wo meilenweit keine menschliche Behausung liegt, kann man ruhig aus der schmutzigsten Pfütze trinken; schön schmeckt das allerdings nicht. *)

Außer den bösen Stechtieren gab es aber wenigstens Wild, wenn es auch, wohl durch Massais beunruhigt, recht scheu war. Auf-

*) Interessenten verweise ich auf: Plehn, Tropenhygiene.

fällig anders verhielten sich die prächtigen Kronenkräniche. Sie marschierten ganz ruhig auf der Steppe herum, kümmerten sich sehr wenig um uns und ließen uns sogar oft auf 100 Schritt herankommen. Diese Zutraulichkeit wirkte direkt ansteckend auf die Thomsongazellen, die sonst sich recht scheu benehmen, so daß ich hier eine ganz hübsche Strecke von diesen reizenden Tieren erzielte. Nur ein Bock war kugelfest, siebenmal schoß ich auf den Kerl, aber er äugte nur erstaunt ob der Knallerei, wedelte mit dem Schwanz und zog befriedigt weiter.

„Herr, Du hast heute wieder schlechte Patronen“, sagte mein Gewehrträger, und wütend warf er die leeren Hülsen weg.

Ich tröstete mich damit, am Tage zuvor Chinin genommen zu haben, und so hatte jeder von uns beiden eine triftige Ausrede für mein Vorbeischießen. Wir wollten ins Lager zurückkehren; es hat keinen Zweck, an Unglückstagen Hubertus zwingen zu wollen, da tauchten zwei Hörner aus dem Grase auf. Mit dem Glas stellte ich fest, daß sie zu einem Jackson-Hartebeest gehören mußten, das seine Mittagsruhe hielt.

Bisher hatte ich noch keines dieser Tiere zur Strecke gebracht und wollte doch mein Glück trotz des heutigen Peches versuchen. Es ließ sich auch ganz gut an, die Distanz verringerte sich immer mehr, und noch hatte der Bulle mich nicht bemerkt.

Plötzlich gewahre ich vor mir auf etwa 50 Schritt einen auffallend abgerundeten einzelnen „Felsblock“. Mit dem Glas schaue ich ihn mir aber doch genauer an, er liegt zu unmotiviert hier in der Steppe. Da fängt er plötzlich an, sich zu bewegen, ein mächtiges hörner-



... die Nashörner zogen seitlich an uns vorbei.

bewehrtes Haupt zeigt sich, vor mir liegt ein Nashorn. Zum Schießen ist es mir zu schwach, aber zum Photographieren eine gute Gelegenheit. Es äugt in meiner Richtung, ich nach meinem Kameraträger; doch der ist weit zurück. So schnell ich kann, laufe ich zu ihm. Das Rhino ist währenddessen so liebenswürdig, sich zu erheben und stehen zu bleiben. Wir umgehen es, aber etwas ist ihm offenbar doch nicht ganz geheuer, langsam zieht es auf die offene Steppe hinaus. Wir immer nach. Jetzt bleibt es stehen, ganz frei gehen wir auf etwa 100 Schritt heran, bauen Stativ und Apparat auf und knipsen es.

Die Sache wird ihm allmählich doch zu ungemütlich, ein paarmal kommt es einige Schritt auf uns los, dann macht es kehrt und empfiehlt sich mit erhobenem Haupt in der Richtung, die auch wir einschlagen wollen. Inzwischen ist auch das Hartebeest hoch geworden, hat neugierig von fern den ganzen Vorgang beobachtet, um dann auch seinerseits abzuziehen.

Die Luft über der weiten Steppe begann schon zu flimmern, und das Sehen auf große Entfernung war fast unmöglich geworden. Da gelang es mir noch, zu konstatieren, daß mit einer riesigen Herde Zebra ein Rudel großer Antilopen weidete. Was es war, konnte ich vorläufig noch nicht herausbringen. Beim Näherkommen erkannte ich zu meiner Freude Elenantilopen. Da keine Deckung vorhanden war, ging ich einfach in gerader Richtung auf die Herde los.

Damit habe ich schon sehr oft den besten Erfolg erzielt. Ich kam näher, die Zebra äugten höchst interessiert, aber die Elenantilopen rückten aus. Jetzt wurde es Zeit. Es war zwar höllisch weit, aber ich riskierte den Schuß, und staubend schlug die Kugel unter dem an seiner graublauen Farbe gut zu erkennenden starken Bullen ein, doch der nächste Schuß saß besser. Bald tat sich der alte Herr von der Herde ab, und ich konnte ihm den Fangschuß geben.

Während der ganzen Zeit des Anbirschens war unser photographiertes Rhino, etwa 200 Schritt entfernt, mit uns parallel gezogen. Auf die Schüsse hin rückte es aus, aber an seiner Stelle tauchten plötzlich 2 andere Rhinos vor uns auf, die natürlich auch verwirrt wurden, ehe wir den Elenbullen aufbrachen. Sie zogen dann seitlich an uns vorbei, was mein Maultier, dem diese Tiere höchst sonderbar vorzukommen schienen, veranlaßte, einige Male kräftig zu wiehern.



... die Nashörner hatten uns bemerkt.

Schlag, hatte also Holz gefaßt, und fort ging mein Oryx. Ich rannte ihm nach, um ihn in dem unübersichtlichen Terrain nicht aus den Augen zu verlieren. „Warum hat nur der Mensch nicht vier Beine“, dachte ich! „Wenn zwei müde werden, läuft man auf den andern, das wäre doch großartig —“, und keuchte weiter; Pfff! ging es ganz nah bei mir, ich hatte ein Familienidyll von Nashörnern gestört, ärgerlich trollten sie sich. Vollständig ausgepumpt ließ ich mich auf einen Baumstumpf nieder, meine Kräfte waren zu Ende.

Mit der Zeit kamen auch meine Leute herangebummelt, wobei sich herausstellte, daß ein Träger meine Decke verloren hatte. Das paßte für meine Stimmung. „Warte Bursche, du gehst morgen allein hierher und suchst sie, wenn du sie nicht findest, dann . . .“ Leider siegte später mein gutes Herz, ich erließ ihm diese Strafe, der Kerl hätte sich in dieser an Nashörnern so reichen Gegend zu Tode geängstigt. Die Nachsuche am nächsten Tag lieferte weder Oryx noch Decke, dafür aber Photographien, die wohl einzig in ihrer Art sind:

Mein alter Reisegefährte Roth war mit mir. Den ganzen Vormittag waren wir vergeblich herumgezogen und wandten uns dem Lager zu, als wir ganz unerwartet zwei Rhinos im Schatten eines Baumes gewahrten.

Der Wind stand vorzüglich, der Boden war weich wie ein Teppich, so daß wir hoffen konnten, uns geräuschlos den Tieren zu nähern. Ruhig und stumpfsinnig standen sie im Schatten. Klopfenden Herzens birschten wir heran.

Das war ein schwieriges Unternehmen mit der schweren, bereits auf das Stativ aufgeschraubten Kamera. 70—80 Schritt mochten uns noch von den Tieren trennen, da schiebt sich, den deckenden Schatten eines Baumes verlassend, ein dritter Koloß in die helle Sonne.

Welch ein Anblick!!

Fast geräuschlos arbeitet der Verschuß des Apparates, und doch mußten die Tiere etwas gehört haben. Die drei mächtigen Häupter bewegen sich suchend hin und her. Wir gehen noch etwas näher heran, wer weiß, ob sich uns je wieder so günstige Gelegenheit bieten wird. Tadellos zeigt der Reflexspiegel dieses seltene Bild, aber jetzt dürfen wir nicht weiter vordringen, sonst bekommen wir sie nicht mehr alle auf eine Platte.



... die Nashörner hatten uns bemerkt.

Die Nashörner haben sich inzwischen spitz gegen uns gestellt. Roth geht nun seitlich, die Büchse schuffertig in der Hand. Im Apparat beobachte ich die Tiere. Jetzt ruft er sie an, wie der Blitz fahren sie herum, da arbeitet wieder die Kamera. Sie werden unruhig. Dann ein Prusten und Fauchen, und verschwunden sind sie in den Dornenbüschen.

Derartige Aufnahmen haben einen sehr großen Reiz und für den Reisenden außer dem wissenschaftlichen noch einen anderen Wert. Wenn man die Geschichte erzählte, ohne die Bilder zu zeigen, würde mancher ungläubig lächeln und — man könnte es ihm gar nicht übel nehmen.

Allerdings könnte einem allein dieses Unterfangen unter Umständen doch verhängnisvoll werden. Mit einem Nashorn kann man ruhig anbinden, eventuell mit zweien, wenn man eine Reservebüchse zur Hand hat, drei sind aber doch etwas viel, manchmal können die Tiere unheimlich viel vertragen, und dann tut auch der Schuß auf die Schnauze nicht immer seine Wirkung. Da ist es eben sehr viel wert, wenn man, wie ich in diesem Falle, einen Kameraden zur Seite hat, auf dessen Treffsicherheit und Kaltblütigkeit in jeder Lage absolut zu rechnen ist.

Diese Gegend schien ein wahrer Versammlungsplatz von Nashörnern zu sein, schon wenige hundert Schritte von der Stelle, wo wir den dreien begegnet waren, stand wieder eine Alte mit Jungen.

Einer unserer Träger war ein furchtbarer Hasenfuß; wenn Rhinos sich zeigten, verschwand er. Nun war hier das Gras gerade etwas hoch, so daß wir von unseren Maultieren aus die Tiere lange vor unseren Leuten wahrgenommen hatten. Roth war schnell verständigt, und wir zogen auf den Baum, unter welchem die Nashörner sich befanden, zu. Erst etwa 80 Schritt davon merkten die Leute die Tiere, und nun wollte unser Held weglaufen, aber es half nichts, die andern hielten ihn und unter allgemeinem Gelächter rückten die in ihrem Mittagsschlaf gestörten Tiere aus. Der Träger aber war noch lange die Zielscheibe aller Lagerwitze.

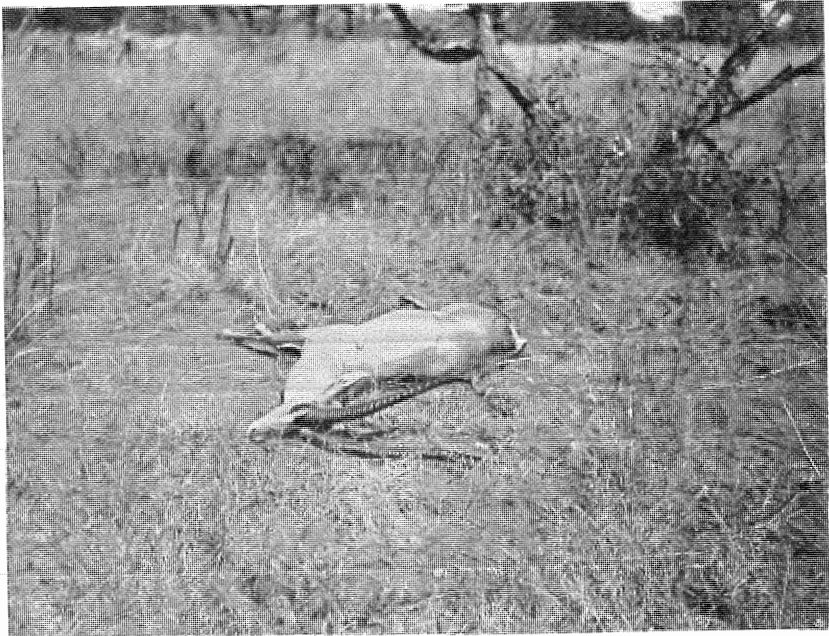
Dieser Tag war eigentlich nur der Freude an der Natur gewidmet. Auf dem langen Marsch fiel kein Schuß, und als wir am Nachmittag über die sonnige Buschsteppe ritten, da war ein Vogelgezwitscher wie daheim im Frühlingwald. Eine Unzahl der reizenden „Witwen“ (*Vidua paradisea*) hatte hier offenbar ihren Balzplatz, munter sangen sie ihr Liebeslied, tanzten und machten ihre

Kapriolen, um bei unserer Annäherung für einen Augenblick abzustreichen. Wie Schleier wehten die breiten samtschwarzen Schwanzfedern, als wären sie den kleinen Vögeln nur angebunden, hinterher. — — —

Kein Mensch weiß wohl besser als der Jäger, daß es ganz reguläre Unglückstage gibt, er kann dann anstellen, was und wie er es will, mit absoluter Sicherheit geht es schief. Ist er klug, so merkt er es dem Tage früh genug an und geht heim.

Als unverbesserlicher Optimist tat ich das nicht, dafür habe ich wenigstens Erfahrungen gesammelt, wenn auch trübe.

Mit Tagesgrauen kletterte ich eines Tages den Abhang hinauf, der steil vom Hochplateau nach der Ebene, in der unser Lager stand, abfiel. Oben ankommend, gewahre ich eine Rotte Sauen, darunter einen ganz kapitalen Warzenkeiler. Meine Leute bleiben zurück, und vorsichtig birsche ich in gebückter Haltung vorwärts. Plötzlich wird der Boden unter mir alle, und ich schlage der Länge nach hin, ich bin in ein durch das Gras verdecktes Loch gefallen. Wie ich mich aufrichte, waren natürlich die Sauen weg. Noch äuge ich nach ihnen, da fährt fast unter meinen Füßen ein Steinböckchen



Grantgazelle.

heraus, eine reizende kleine Antilope, die sich durch besonders große Lauscher und guten Geschmack auszeichnet. Sofort war sie zwischen Felsblöcken verschwunden. Drei-, viermal machte ich sie noch hoch, aber immer verstand sie sich so zu decken, daß ich keinen Schuß anbringen konnte.

So hatte ich wenigstens noch nicht vorbeigeschossen, was ich aber schleunigst an einem wirklich kapitalen Thomsonbock nachholte, — gefehlte Stücke sind ja bekanntlich natürlich immer sehr stark.

Meine Freunde hatten meinen Jagddusel zu oft beschrieben, nun war er für einige Zeit von mir gewichen.

So wollte ich mit der Kamera mein Glück versuchen. Ein Rudel Thomson- und Grantgazellen von etwa 60 Stück war das geeignete Objekt. Aber, wie ich es auch anstellte, immer war es falsch, sobald ich knipsen wollte, rückte die Gesellschaft aus. Na, denn nicht, dachte ich und wandte Zebras meine Aufmerksamkeit zu. Auch hier derselbe Erfolg. Ja, ja, so ein Tierbild sieht sich so hübsch an, da ist alles darauf, wie hingestellt; welche Arbeit, Zeit, Ausdauer und Enttäuschungen es aber gekostet hat, ahnen die wenigsten.

Diese dauernden Mißerfolge und die „blödsinnige“ Hitze wirkten etwas auf meine Stimmung, und ich wartete nur darauf, daß mich jemand ärgerte, um mir einmal Luft machen zu können, aber meine Leute benahmen sich musterhaft. Jedoch mein edles Maultier! Ein Rhino war vorbeigewechselt, und dessen Losung erregte seine Nerven. Als das Tier nun gar ganz harmlos aus dem Busch trat, bekam meine „Mula“ Angst, sie bockte, scheute und wollte weg. Das war etwas für mich, dabei benahm sie sich derartig, daß ich Mühe hatte, im Sattel zu bleiben, was sehr zu empfehlen war, da die Steppe von Dornen und Steinen strotzte. Schließlich war aber die Widerspenstige gezähmt, und mein Reitstock kaput.

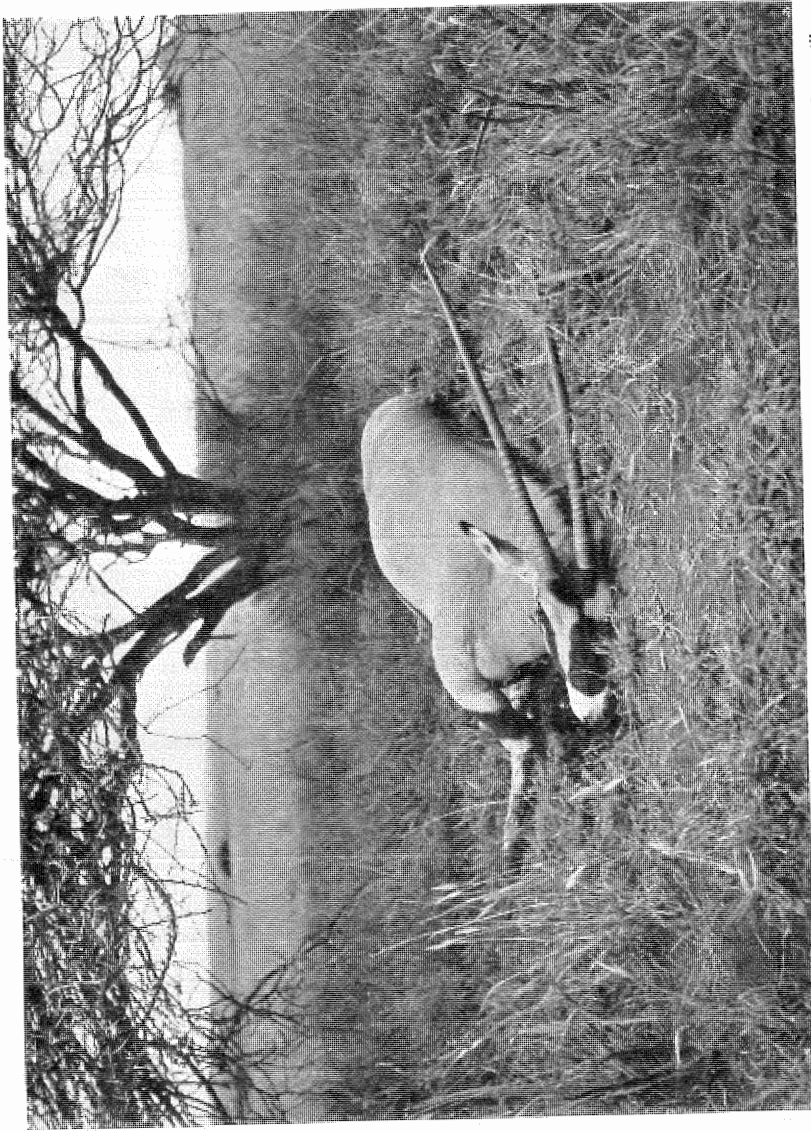
Ich ritt weiter. Da gewahrte ich im lichten Wald ein Rudel Oryx, deren Menschenscheu ich ja schon vorher kennen gelernt hatte. Mit einem Gewehrträger machte ich „down“, während meine Leute seitlich weiterziehen mußten, als ginge sie das Wild gar nichts an. Wir krochen nun auf einer im wahrsten Sinne des Wortes dornenvollen Bahn heran. Das Rudel hatte nichts gemerkt, bis eine vorbeipfeifende Kugel das Idyll störte. Nun

rückten sie aus, ich nach. Wie sie verhofften, nahm ich meinen zuerst beschossenen Bock aufs Korn; Schuß auf Schuß, vorbei — vorbei. Doch nein, da fällt ja ein Stück, ich bin starr, — ein Kalb. Wie es zu der Kugel gekommen, weiß ich nicht, nun war es aber tot, diese traurige Tatsache war nicht abzuleugnen. (Das Opfer wurde der Küche überwiesen, aber obgleich meine boshaften Freunde mich baten, noch mehr solcher Leckerbissen zu liefern, wollte mir das Gericht nicht so recht schmecken.)

Ich glaube, inzwischen waren 50 Prozent Galle in mein Blut getreten, ich war wütend. Da machten meine Träger auch noch eine Dummheit, sie kamen, entgegen dem strikten Befehl, auf meine Schüsse hin angelaufen, — ach, tat das gut, denen ordentlich den Standpunkt klar zu machen. So bekam ich mein seelisches Gleichgewicht wieder. Noch leicht grollend, aber doch noch mit einem Funken Optimismus, ritt ich waldeinwärts. Und siehe, die Oryx hatten mein Schießen absolut nicht übelgenommen, sondern es offenbar für einen neckischen Zeitvertreib gehalten. Ich traf mein Rudel friedlich äsend wieder an.

„Diesmal aber besser machen“, das betete ich mir vor! Es klappte auch ganz gut. Mit nur einem Jäger kroch ich näher. Ein Rhino — diese Tiere haben offenbar die Eigentümlichkeit, immer im unrechten Augenblick aufzutauchen — mußte umgangen werden, dann kam ich auf etwa 200 Schritt an die Oryx heran. Die Tiere spielten ganz harmlos miteinander, schlugen sich mit den langen Hörnern, galoppierten davon und kamen wieder; andere ästen. Lange suchte ich mit dem Glas, wer der stärkste wäre. Das ist bei diesen Antilopen ziemlich schwer herauszufinden, besonders da auch die weiblichen Stücke sehr lange, wenn auch nicht so schön geringelte Hörner tragen. Ich hatte neben dem stärksten Bock einen ganz monströsen erblickt, dessen eine Stange sich kreisrund nach vorn und an der Stirn wieder nach oben bog. Zu meiner freudigen Überraschung saßen zwei schnell hintereinander abgegebene Schüsse.

Das Rudel wurde flüchtig, die beiden kranken Stücke folgten. Bald warfen zwei weitere Kugeln den Starken um, aber der Monströse schien von nun an „fest“. Wohl sah ich mit dem Glas den stark schweißenden Ausschuß, aber der Bock zog weiter und weiter. Ich begann ein Feuer auf große Entfernung, denn weiter nachlaufen konnte ich nicht mehr. Aber keine Kugel traf, sie waren verhext.



Oryxantilope.

Eben wollte ich die Verfolgung abbrechen, denn die Sonne meinte es mehr wie gut, da fiel mein Gewehrträger um, streckte alle Vier von sich und krümmte sich in Schmerzen. Er bekam Magenkrämpfe (aber nicht vom Lachen über mein Vorbeischießen). Als Heilmittel sollte ich ihm den Fuß auf den Leib setzen, dies

war mir offengestanden eine neue Heilmethode, aber ich entsprach seinem Wunsche. Als dies dann nicht den gewünschten Erfolg hatte, versuchte ich auf andere Weise, ihm zu helfen, was denn auch gelang.

Unterdessen war das kranke Stück, ich meine jetzt den Oryx, weitergezogen. Nochmals versuchte ich es allein, ihm beizukommen, wieder vergeblich, da gab ich es auf. Wohl traf ich noch auf Oryx und Elen, aber ich hatte genug von meiner heutigen Schießerei.

Ich kehrte, um mich zu trösten, zu dem erlegten Stück zurück, es war — eine Kuh, aber eine recht starke, mit 84 cm langen Hörnern. Als ich herantrat, versuchte sie, hoch zu werden und fuchtelte in ganz unheimlicher Weise mit ihren mächtigen Spießen herum, so daß ich ihr schnell den Fangschuß gab, ehe sie mich forkeln konnte. Diese Tiere sind durch die langen spitzen Hörner außerordentlich geschützt, und ich glaube kaum, daß sich ein einzelnes Raubtier an sie heranwagt.

Damit der Leser aber nicht eine allzu schlechte Meinung von meiner Schießkunst bekommt, will ich verraten, daß ich an diesem Tage aushilfsweise eine Büchse zum erstenmal führte und zugleich neue Geschosse probierte. Später habe ich mich mit dieser Büchse noch recht gut eingeschossen und manches gute Stück damit erlegt.

Im Lager erwartete mich eine freudige Überraschung. R. hatte ein ganz kapitaless Nashorn, v. D. ein Nashorn und einen starken Elenbullen geschossen. Da war dann bald das Mißgeschick des heutigen Tages vergessen, zumal es ein köstliches Diner gab: Fleischbrühe von Grantgazelle (sehr gut), Nashornsteak (schmeckt wie alte Stiefelsohlen und Sägespäne), Kronenkranichbrust (wie Hartgummi), dazu Makkaroni, hinterher eingemachte Früchte, beides sehr gut. Übrigens aßen wir später die Zunge vom Rhino und faßten den Entschluß, nie mehr einen solchen Leckerbissen wegzuwerfen. Sie schmeckt ähnlich wie Ochsenzunge, hat aber den Vorzug, daß sie absolut nicht weichlich ist.

Es ist merkwürdig, wie das Pech manchmal direkt chronisch wird. Ich konnte auch in den folgenden Tagen anstellen, was ich wollte, es klappte nicht.

Da sind dann Marschtage eine wahre Erholung. Unser Weg führte



• • ganze Wälder von Buschkakteen sperrten das Tal.



Oryxantilope im lichten Buschwald.

wucherten Baum ließ sich ein prächtiges schattiges Plätzchen für unsern Tisch zurecht machen. Da saßen wir immer kühl, durch das Blätterdach gegen die sengenden Sonnenstrahlen geschützt.

Das war sehr nötig, denn das Thermometer erreichte hier 56°C (höher zeigte die Skala nicht), und in der Nacht fiel es auf 3° , ein unheimlicher Temperaturunterschied, der sich nur durch die Nähe des Kenia erklären läßt, von dessen vereister Spitze die Winde für die, allerdings etwas reichliche, nächtliche Abkühlung sorgen.

Für jemand, der nach Afrika geht, ohne sich genügend orientiert zu haben, können solche klimatischen Verhältnisse verderblich werden.

Der weitaus größte Teil des Publikums verkörpert mit Afrika den Begriff der Hitze, ohne dabei zu bedenken, daß auch dort ungeheure Hochebenen existieren. Wir waren auf die Kälte genügend vorbereitet, und so brachten uns die kühlen Nächte nach den Anstrengungen des Tages immer erquickenden Schlaf.

Dieses rechte Ufer des Guaso Njiro wird wohl sehr lange auf seine Erforschung zu warten haben. Nur von einigen Wildwechsellern durchzogen, dehnen sich meilenbreite verfilzte Dickichte von allerhand Kakteen, Schlingpflanzen und Dornenbüschen aus. Dahinter liegt eine ungeheure, wasserlose hügelige Grassteppe, in der außer dem vielen Wild nur einzelne Dornbüsche und Euphorbien dem Auge Abwechslung gewähren.

Hier ist ein wahres Dorado für Oryxantilopen und Giraffen. Noch vor wenigen Jahren waren die Oryxantilopen in den Gegenden südlich von Rumuruti häufig, heute sind sie durch die Herden der Massai nach Nordosten zurückgedrängt. Man hat hier einen deutlichen Beweis, wie die fortschreitende Kultur den Gegenden in kurzer Zeit ein ganz anderes Gepräge geben kann.

Bei unseren Kolonialpolitikern ist leider die Ansicht vertreten, daß es, um die Kultur auszubreiten, nötig sei, das Wild auszurotten, ja sie gehen sogar so weit, in Deutschostafrika den Abschluß allen Großwildes zu fordern, weil sie in ihm den Grund suchen, daß sich nicht mehr Farmer ansiedeln. Es ist mir unbegreiflich, wie vernünftig denkende Menschen solche Ansichten aussprechen und verfechten können.

Alles Großwild der Welt ist bisher der Kultur gewichen, aber vor allem soll man erst Kultur in die Kolonien bringen, ist es dann nötig, so kann man ja das Wild kurz halten. Vorläufig bildet es noch einen ungeheuren Nationalbesitz, von dem Tausende



Oryxantilope im lichten Buschwald.

leben, der allein das Vordringen und Erforschen weiter unbekannter Gegenden gestattet. In den Kolonien sollen wir das Wild vernichten, und in der Heimat haben wir Grundbesitzer, die ihre Besitzungen wüst und unbebaut liegen lassen, nur für das Wild, weil sie aus dem Verpachten der Jagden einen höheren Erlös schlagen, als wie sie durch Bearbeiten der Felder erzielen.*)

Wo das Tier als Plage auftritt, gut, da soll es fallen, wenn aber einmal ein Rhino eine Karawane erschreckt, dann braucht man nicht gleich zu schreien und über alle Nashörner das Todesurteil fällen zu wollen. Behält aber die jetzige Richtung die Oberhand, dann ist zu befürchten, daß es in wenigen Jahrzehnten in Deutschost aussieht, wie heute in Südafrika. Graf Goetzen war es zu danken, daß die geradezu haarsträubenden Tiermetzeleien, welche die Askaris teils mit, teils ohne Befehl eines Weißen, unter Elefanten, Giraffen, Nashörnern etc. anrichteten, aufgehört haben, und nun ist wieder die wildmordende Strömung oben. Deshalb halte ich es für die Pflicht eines jeden, der im Ausland gewesen und die Kolonien verschiedener Länder besucht hat, dafür Stimmung zu machen, daß etwas Energisches für Erhaltung der Wildstände getan wird.

Sehen wir uns doch nur Englisch-Ostafrika an. Weite, ungeheuer weite Strecken Landes sind absolut menschenleer, da lebt das Wild ohne jemand zu stören. Hier findet der Forscher, der Jäger ein weites Feld, bringt durch seine Expeditionen Hunderten von Menschen Beschäftigung, und der Staat hat durch Jagdscheine und Zölle eine ganz ansehnliche Einnahme.

Nun verbarrikadieren sich die Herren hinter einem mißverständlichen Ausdruck des Geheimrat Koch, „Alles Großwild muß sterben, weil es die Tsetsefliege verbreitet“, ja schön, aber wo kommt denn diese Bestie vor, doch nur in ganz besonderen Gegenden, an bestimmten Flüssen und Seen, und da wieder hat sie ihren Unterschlupf im Uferdickicht. Hier soll man den Stier bei den Hörnern fassen, diese Gestrüppe erst einmal abholzen und verbrennen und dann, wenn das nichts hilft, kann man ja das Großwild abschießen, aber nicht in ganz Ostafrika, sondern nur in den von der Tsetse verseuchten Gegenden. So hat es Geheimrat Koch gemeint. Leider ist das erst zu spät bekannt

*) Ich will dieser Art Bewirtschaftung absolut nicht das Wort reden, führe sie aber an, weil sie vielleicht nur einem kleinen Teil des Publikums bekannt sein dürfte.



... Giraffen und Oryxantilopen standen zusammen.

vernünftiger, ein ganz anderes Revier aufzusuchen, als sich mit dieser Gesellschaft herumzuzügeren.

Mein Jäger hatte zum Glück die Oryx im Auge behalten und nun gelang es mir auch, heranzukommen. Ein guter Bock bekam eine Kugel spitz, zeichnete und ging mit dem Rudel ab, einem zweiten zerschmetterte die Kugel das Kreuz, so daß ich ihm gleich den Fangschuß geben konnte. Dann ging es hinter dem ersten her. Das Terrain war ziemlich eben, und so kam uns die Herde nicht außer Sicht. Wir liefen, was wir konnten, hinterher. Erst nach etwa zwei Kilometern tat sich das kranke Stück ab und gesellte sich zu einem Rudel Grantgazellen. Auf etwa 300 Schritt kam ich heran, dann zog das Tier weiter, und ich begann ein Schnellfeuer, wobei der Oryx von sechs Schuß vier Kugeln bekam. Nun wurde es immer langsamer und erst nach zwei weiteren Blattschüssen brach er zusammen. Nie habe ich ein Stück gesehen, das innerlich derartig zerfetzt war, und doch war es noch so weit gegangen. —

Ein außerordentlich anstrengender Tag sollte folgen. Früh 5 $\frac{1}{2}$ Uhr brach ich auf.

Noch leuchtet der große Bär am Himmel, aber im Osten verkündet ein heller Streifen den nahenden Tag. Der Kenia hebt sich scharf im Südost vom stahlblauen Himmel ab. Erst tiefviolett, allmählich heller und heller bis zum zartesten Rosa verblassend, steht die mächtige Felsmasse da, als gebe ihr das ewig wechselnde Farbenspiel Leben. Jetzt bricht goldig glänzend die Sonne hervor, und wie mit einem Schlag verwandelt, liegt der Kenia grau und tot, nur die Schneefelder strahlen noch in silbernem Glanze.

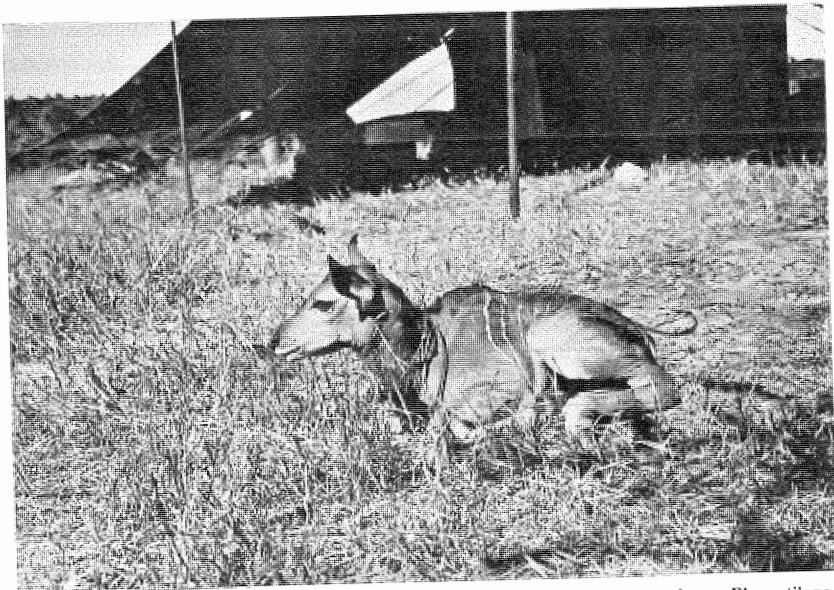
Hie und da unterscheiden wir Wild auf der Steppe, meist Oryx und Grantgazellen, die, ewig mit dem Wedel schlagend, dahinziehen. Eine Rhinofährte, die einzige, die sich findet, nehmen wir auf. Sie führt uns weit in die Steppe hinein. Stundenlang folgen wir, die Sonne beginnt schon lästig zu werden. Seitlich von uns wirbelt Staub auf, zwei dunkle Punkte lösen sich aus ihm, spielende Oryxböcke. Wir hocken uns nieder, sie kommen gerade auf uns los. Auf 200 Schritt verhoffen sie, uns lange anäugend, ehe sie flüchtig abgehen. Ich schieße nicht, denn sie sind nicht stark genug.

Immer häufiger erscheint dieses schöne Wild. Rudel von 20 bis 30 Stück sind nichts Seltenes, aber sie sind immer recht scheu, zumal wenn weibliche Stücke mit ihren Sprößlingen beim Rudel sind.

Zebra, die wir bisher fast immer in mächtigen Rudeln angetroffen, sind hier spärlicher. Oft paarweise oder in kleinen Trupps äugen sie neugierig nach der vorüberziehenden Karawane. Die Gazellenarten (Thomson und Grant) zeichnen sich hier durch recht gute Gehörne aus, so daß auch von diesen einige ihr Leben lassen müssen.

Es gehörte zu den Aufgaben unserer Expedition, nach Möglichkeit Felle und Gehörne derselben Antilopen aus verschiedenen Gebieten, besonders verschiedenen Flußbezirken zu erhalten, und da hatten wir natürlich ein wachsames Auge auf alle uns auffallenden Unterschiede. Höchst interessant war es, vor allem die Entwicklungsformen der Gehörne zu beobachten.

Wer die Jugendformen nicht kennt und nur die Stangen in die Hand bekommt, wird manchmal vor einem Rätsel stehen. In der Abbildung auf Seite 147 bringe ich zwei Gehörne von Grantgazellenböcken, die aus demselben Rudel stammen. Der Laie könnte sich leicht täuschen lassen und glauben, er habe hier Grantgazellenböcke aus zwei ganz verschiedenen Gegenden vor sich. Man sieht hieraus, wie vorsichtig man sein muß bei der Beschreibung einer Antilopenart, wenn man nur das Gehörn eines



Junge Elenantilope.

Exemplars hat. Die Ernährung spielt auch bei diesen Tieren eine ähnliche Rolle wie bei unserem Rot- und Rehwild.

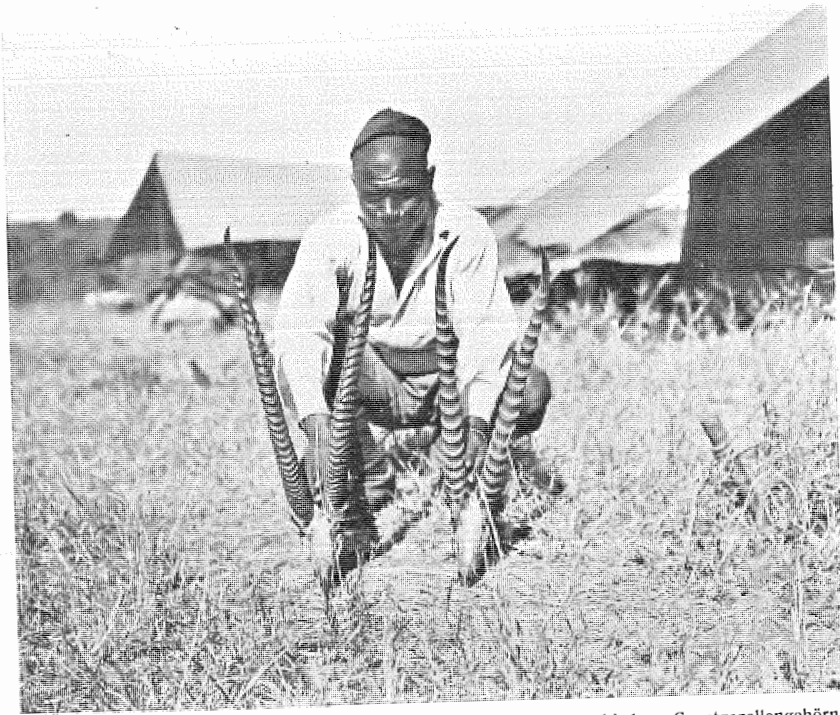
Die alten Böcke der Grantgazellen scheinen ihren Harem sehr gut zu hüten. Meist stand ein guter Bock bei einem großen Rudel weiblicher Stücke, während die jungen Böcke Rudel für sich bildeten.

Von den Eingeborenen werden die Grantgazellen „Großväter der Thomsongazellen“ genannt. Es hat dies wohl seinen Grund darin, daß die alten Böcke gern sich unter die Rudel dieser zierlichen Zwerggazellen mischen, die sie an Größe des Körpers und vor allem des Gehörns weit übertreffen, während die Zeichnung des Felles bei beiden Arten sehr ähnlich ist. Von diesen Antilopen wie auch von den Oryx und Elen fanden wir Ende September frisch gesetzte Junge, so daß die Setzzeit hier nördlich vom Kenia für alle Arten dieser Monat zu sein scheint, während sie für die Athi plains früher, für das Hochplateau Guaso Ngisho Ende November, Anfang Dezember liegt. Jedenfalls sahen wir in den genannten Gegenden in diesen Monaten ganz frisch gesetzte Kälber, während etwas ältere Stücke fehlten. Als einzige Setzzeit möchte ich diese aber nicht festlegen. Sache weiterer Beobachtungen wird es sein, absolute Klarheit zu schaffen. Eins können wir jedoch als feststehende Tatsache annehmen, daß nämlich die Setzzeit in den verschiedenen Gegenden eine verschiedene ist. Eingeborene sagten auf Befragen aus, daß sich das ganze Jahr über junge Kälber fänden, doch derartige Angaben sind wenig zuverlässig, und man darf ihnen nicht allzuviel Wert beilegen. Ebenso ist absolut kein Verlaß auf die Angabe des Ursprunges gekaufter Gehörne, da diese oft von weit her durch Karawanen eingeführt werden.

Der Neger gibt dem Europäer gern eine bejahende Antwort, ob sie richtig ist, bleibt ihm ganz gleichgültig. — — —

Ganz besondere Aufmerksamkeit wandte ich den Nashörnern zu.

Einer meiner Leute hatte mir gesagt, in dieser Gegend seien sie sehr stark, und so wurde jede Spur aufgenommen, die halbwegs Chance bot. Aber wir wanderten und wanderten, vergebens. Schließlich gerieten wir in das Kakteendickicht, das die Ufer des Guaso Njiro säumt. Es war ein grauenhafter Weg, nichts wie Schlingpflanzen, Dornen und Stacheln. Jeden Schritt vorwärts mußten wir uns mit dem Buschmesser bahnen, und hier kann so ein Dickhäuter ruhig durchschlüpfen. In Schweiß gebadet, zerschunden und zerstoehen gaben wir die Verfolgung auf.



Zwei verschiedene Grantgazellengehörne.

Viel war damit nicht gewonnen, wir saßen in der schönsten Falle. Zurück konnten wir nicht, das wäre zu weit gewesen, also vorwärts auf den Fluß zu, der hier in der Nähe vorbeifließen mußte, wenn er nicht gerade seine Richtung geändert und einen Bogen gemacht hatte. Und wirklich, er war so boshaft; wir zogen offenbar seitlich von ihm, immer kriechend und den Weg aus-hauend.

Endlich kamen wir auf einen Büffelwechsel. Diese Tiere treten meist zahlreich auf und sorgen für einen leidlichen Weg; den Boden pflastern sie allerdings mit häßlichen Dingen. So gelangten wir allmählich zum Fluß, und hier wurden die Wechsel und Fährten so zahlreich, daß es flotter vorwärts und zum Lager ging. Hätte ich doch diese Dickichte einmal durchtreiben lassen können! Was für Massen von Wild müssen darin Zuflucht suchen, den Fährten und der Losung nach zu urteilen. Auch zum Ansitz mit der Büchse wäre es ideal gewesen, mit der Kamera hätte es nicht

gelohnt, denn selbst der Fluß war durch mächtige überhängende Bäume derart beschattet, daß er in ewigem Halbdunkel lag.

Bevor wir von diesen interessanten Steppen schieden, wollten wir doch noch einmal versuchen, Bilder von Giraffen aufzunehmen, von denen einer meiner Reisegefährten eine so ungeheure Anzahl gesehen hatte.

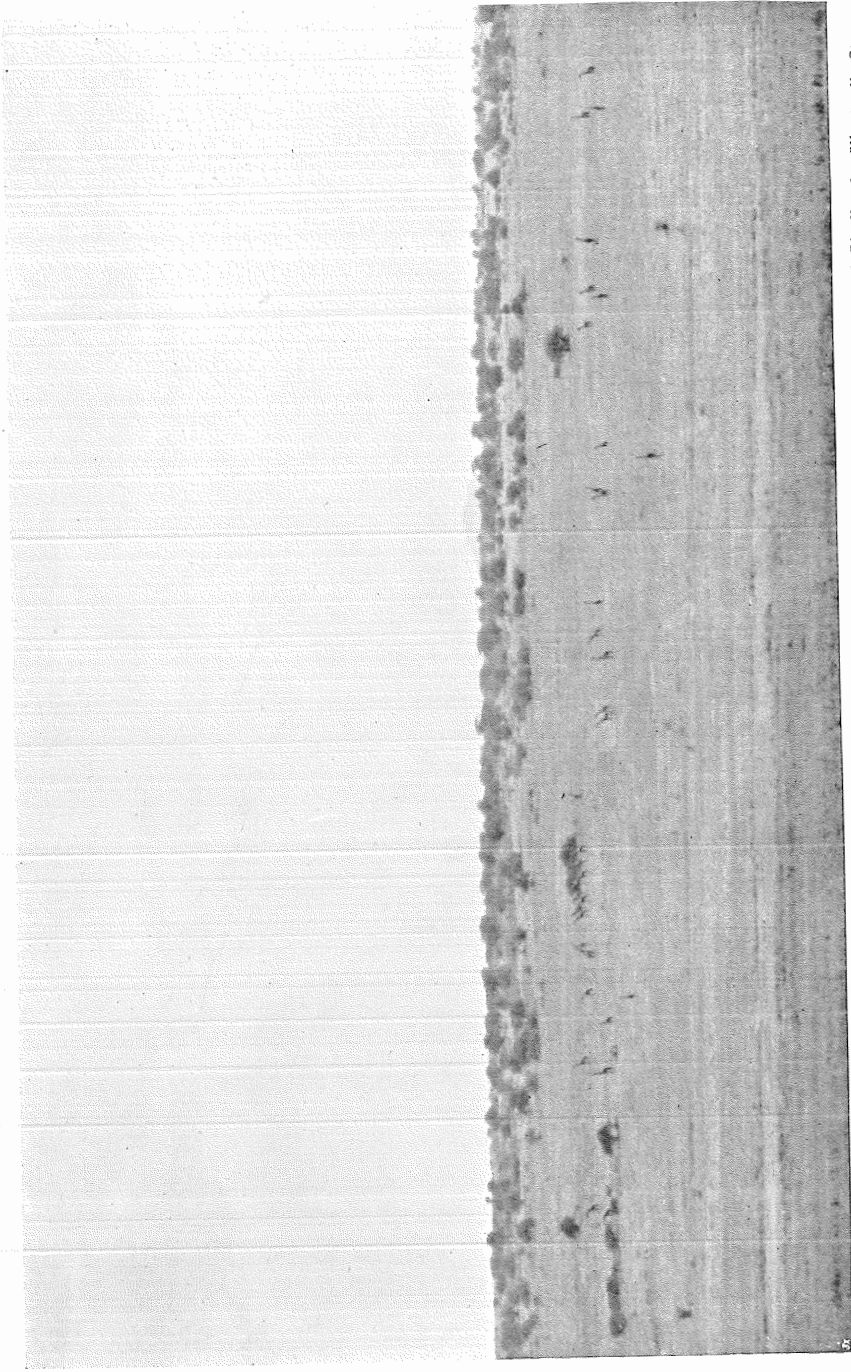
In alten Reisebeschreibungen wird wohl von gewaltigen Herden erzählt, deren Stückzahl oft auf Hunderte angegeben wird, miß-



Die junge Elenantilope war sehr zutraulich.

traulich lächelt mancher ob solcher Mären, und doch haben die Leute nicht gelogen, noch heute beleben in fernen Gegenden, wo die Massenmörder nicht hinkommen, mächtige Rudel die Steppen, und hoffentlich wird ein strenges Jagdgesetz noch recht lange eine schützende Hand über die Tiere halten, die hier niemand schädigen, deren Bestände aber ein ganz anständiges lebendes Kapital repräsentieren.

Mehrere Stunden war ich geritten, und nur ein einzelner alter Giraffenbulle war mir vor Augen gekommen, dessen Verfolgung ich sofort aufnahm, um zu meinem Leidwesen bald zu merken,



... eine Unzahl Giraffen bevölkerte die Steppe.

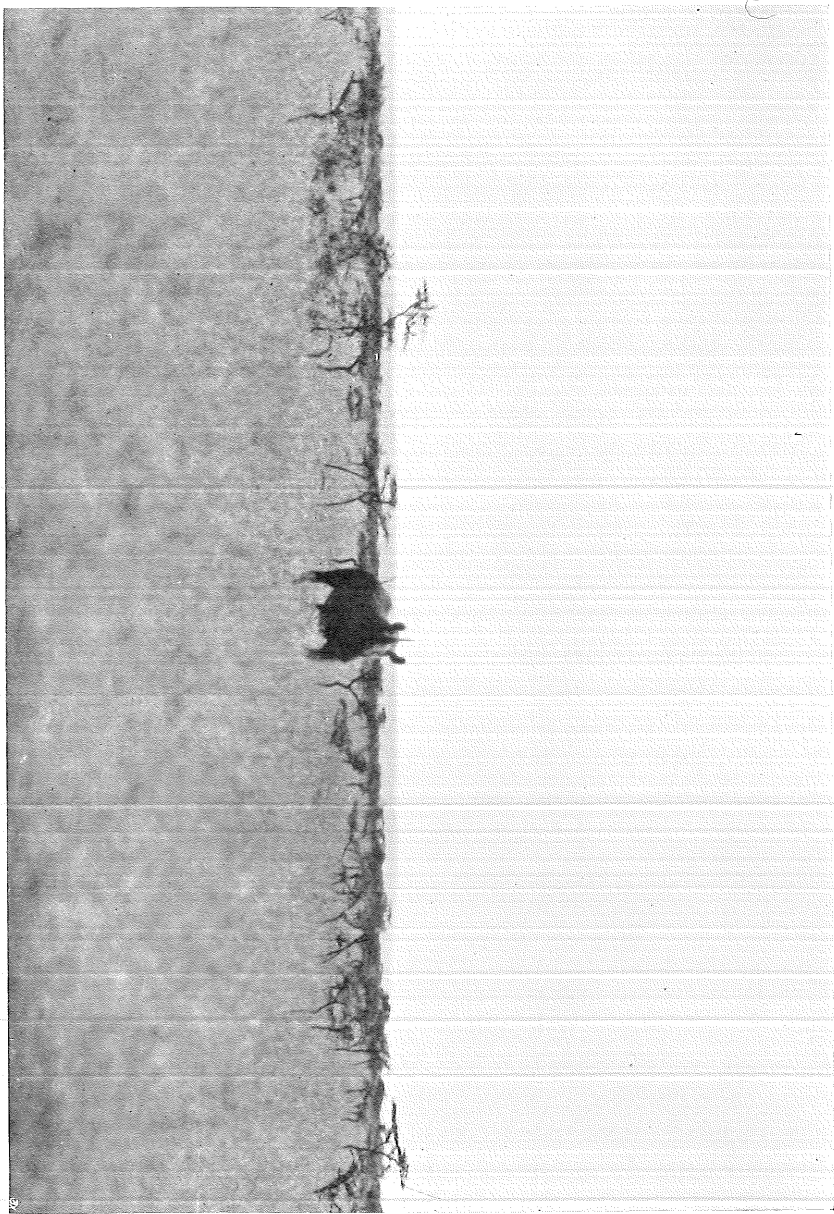
daß der scheinbar so langsame Schritt dieses Riesen ganz unglaublich fördernd ist. Alles Laufen half nichts, er gewann immer mehr Vorsprung. Mit zwei Straußen machte ich dieselbe Erfahrung, dafür gelang, wenn auch mäßig, das Bild eines Oryxbullen.

Bei der Verfolgung hatte ich meine Leute verloren und fand sie erst nach langem Suchen wieder, sie hatten inzwischen eine höchstens 1—2 Tage alte „löwengelbe“, gestreifte Elenantilope gefangen. Das Tier war ganz zutraulich, zum Laufen war es aber doch zu schwach, und so mußte es ein Träger auf den Schultern ins Lager transportieren. Er war zwar gar nicht damit einverstanden, aber hier draußen konnten wir das junge Tier nicht lassen, die Mutter hätte es ja doch nicht wieder angenommen, nachdem es Menschenhände berührt hatten.

Meine Hoffnung, die Giraffen anzutreffen, war schon recht gering, als ganz unerwartet 15 lange Häuse über dem nächsten Hügel erschienen. Sie hatten uns natürlich sofort eräugt, anbirdschen war nicht möglich, blieb also nur mein alter Trick, direkt darauf losgehen, während meine Karawane weiterzog. Die wahre Freude war das allerdings nicht. Die Büchse auf dem Rücken, die große, auf das Stativ aufgeschraubte Jagdkamera auf der Schulter, zog ich los. Die Tiere waren ganz baff. Die Hauptsache für mich war natürlich, den rechten Augenblick nicht zu verpassen, ich mußte möglichst nahe heran und schnell die Aufnahme machen, ehe sich die Herde in Galopp setzte, denn dann war alles vorbei, im Augenblick wäre sie in eine Staubwolke gehüllt gewesen.

Während ich mich hier abmühte, war mein Jäger auf einen Felsen geklettert, von dem aus er mit Händen und Füßen mir telegraphierte, zu kommen. Erst machte ich meine Bilder, dann zu ihm. Was er mir hier zeigte, überstieg allerdings alle meine Erwartungen. Eine ungeheure Talmulde lag vor uns, und hier wimmelte es von Giraffen. Zu Hunderten erfüllten sie das Tal; leider hatte ich nur noch eine Platte, sonst hätte ich mit einer Serie eine Panoramaaufnahme machen können und eine der größten Giraffenherden festgehalten, die wohl je ein menschliches Auge erblickt hat. So kann ich dem Leser aber wenigstens durch eine Aufnahme den Beweis von der Wahrheit meiner Beobachtung bringen. (Vergl. die Tafel.)

... das Nashorn kam auf mich zu.



Merkwürdig sieht es aus, wenn sich die „wandelnden Kirchtürme“ in Bewegung setzen. Sie beginnen mit einigen schwerfälligen Galoppsprüngen, wobei sie den Schwanz im Ringel hochziehen, so daß die Quaste in die Höhe des Afters kommt. Meiner Ansicht nach tun sie dies, weil der lange bis zum Sprunggelenk baumelnde Schwanz ihnen auf der Flucht hinderlich wäre.

In der Färbung treten viel Variationen auf, wir fanden sie von hellgelb bis zum tiefsten schokoladenbraun.

Ein allerliebstes Kitz war bei der Herde, es war offenbar ganz jung, da es der Mutter nur bis zur Schulter ging. —

Am letzten Tag, den wir in diesem Lager verbrachten, hatten wir noch die angenehme Überraschung, daß ein deutscher Jäger uns besuchte. Er war einer der Menschen, die von jedem Nashorn angenommen werden. Schon auf dem Leikipia-Plateau hatte er sich ihrer kaum erwehren können, und leider wurde er kurz nach unserer Abreise von einer erbosten Rhinomutter schwer verletzt. Ganz friedlich war er an einem Busch vorbeigekommen, als plötzlich das Tier hervorgestürzt kam, ihn überrannte und den Fuß zertrat. Zum Glück war er dem Horn des Tieres entgangen, sonst wäre es um ihn geschehen gewesen.

Mich behandelten diese Dickhäuter viel höflicher, allerdings habe ich auch nur sehr wenigen von ihnen etwas zu Leide getan. — —

Schon lange war es mein Wunsch gewesen, einmal recht gute Nashornbilder aus möglicher Nähe zu machen, aber immer waren die Tiere zu früh ausgerückt. Endlich an einem heißen Nachmittag traf ich den rechten Phlegmatiker.

Meinen Leuten vorausreitend, entdeckte ich im lichten Akazienwald eine dunkle Masse, die sich bald als Nashorn entpuppte.

Ein leichter Wind strich über die Steppe, und da stand der Koloß, döste und sog mit Wohlbehagen die kühle Luft ein. Nur von einem Jäger begleitet ging ich heran. Der Wind stand sehr gut, wir birschten leise, und so wurden wir nicht wahrgenommen.

Vor allem galt es, einmal richtig heranzukommen, näher als 100 Schritt.

Das Tier merkte absolut nichts, und auf 70 Schritt war bald das erste Bild gemacht. Jetzt aber kam es darauf an, ob wir es wagen sollten, ohne jede Deckung an das völlig freistehende Tier, das uns zugewandt stand, heranzugehen.

Im selben Augenblick, als ich, in der einen Hand die Büchse, in

der anderen den schweren Apparat, ihm näher kam, wurde es unruhig, das Haupt etwas erhoben, die kleinen Lauscher gespitzt, den Bürzel hoch, kam es auf mich zu.

Im Nu steht der Apparat, ich sehe auf dem Spiegel das Tier. Schnell eingestellt, klapp, und schon ist auch dieses Bild gemacht.

Jetzt, die Büchse hoch, nur etwa 40 Schritt trennen uns noch, bleibt das Tier nicht sofort stehen, muß ich mich und meinen Apparat verteidigen.

Da verhofft es. Im Augenblick sind mehrere Bilder gemacht, aber das Rhino steht schlecht, von vorn sieht es zu unförmig aus.

Ein Stein fliegt ihm an den Kopf, es dreht sich etwas zur Seite, das Aufschlagen eines zweiten Wurfgeschosses auf den Boden läßt ihn hier den Gegner suchen.

Es dreht sich breit. Nun ist mein Wunsch erfüllt, ich habe eine Serie guter Bilder, nehme den Hut ab und empfehle mich dankend dem lebenswürdigen Dickhäuter.

Ihn nun noch zu schießen, hätte ich für undankbar gehalten.

Und nun eine Frage: hat das Tier uns überhaupt gesehen? Ich glaube es nicht, und auch meine Leute verneinten es einstimmig; „es ist blind am Tage“, sagten sie.

Ich nehme an, es hat wohl gemerkt, daß etwas nicht geheuer war, daß ein Feind in der Nähe sich befand. Aber gerade der Umstand, daß wir möglichst geräuschlos arbeiteten und herangingen, hat es verhindert, auf uns loszukommen. Wir waren ihm nur unheimlich, deshalb wurde es auch nicht flüchtig, sondern drehte uns, um auf einen eventuellen Angriff vorbereitet zu sein, sein mächtig bewehrtes Haupt zu.

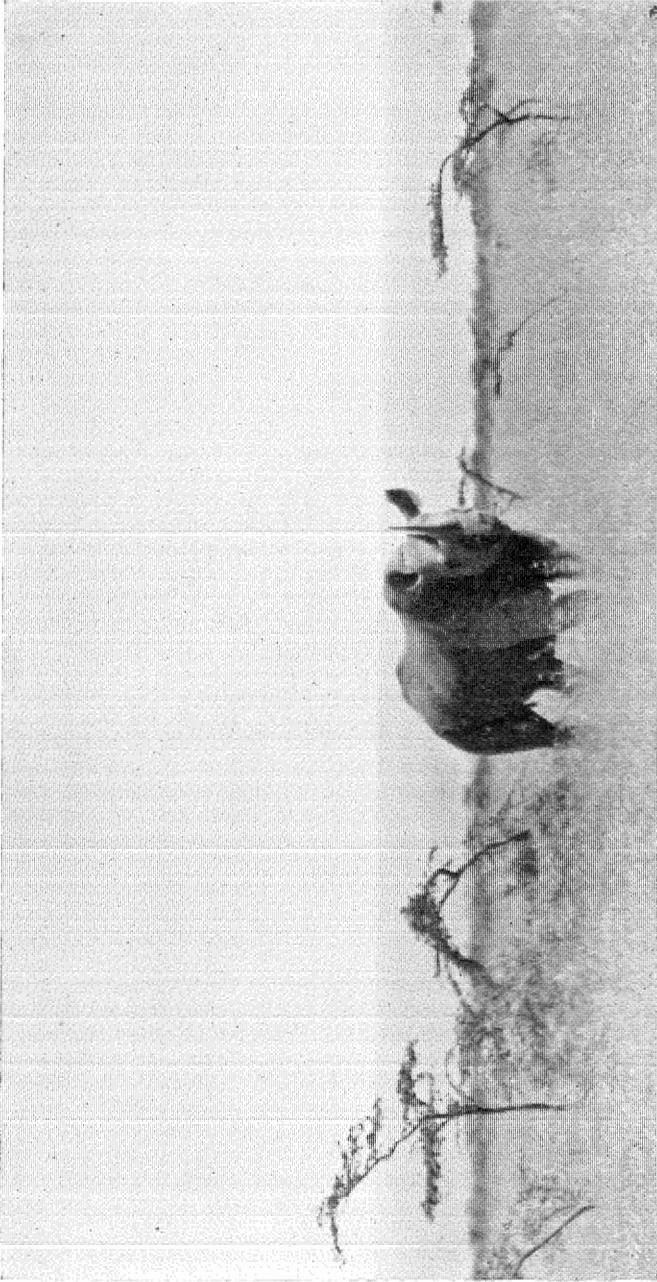
Freude machen aber solche Aufnahmen, wenn auch an die Nerven einige Anforderungen gestellt werden, denn ich will nicht verhehlen, daß es eine ziemlich kitzlige Situation ist, wenn man auf der Mattscheibe des Apparates das Herankommen eines so gewaltigen Gegners konstatiert. Nie werde ich aber diese interessanteste Episode meiner Reise vergessen und wohl kaum nochmals durchleben.

Eine mir neue Beobachtung konnte ich am nächsten Tage machen.

Ich hatte einen Oryxbock erlegt, und wir waren auf eine kleine Anhöhe geritten, um Ausschau zu halten. Wie gewöhnlich strichen sofort allerhand Geier, Marabu und Raubadler heran. Da gewahrten



... da drehte sich das Nashorn nach uns um.

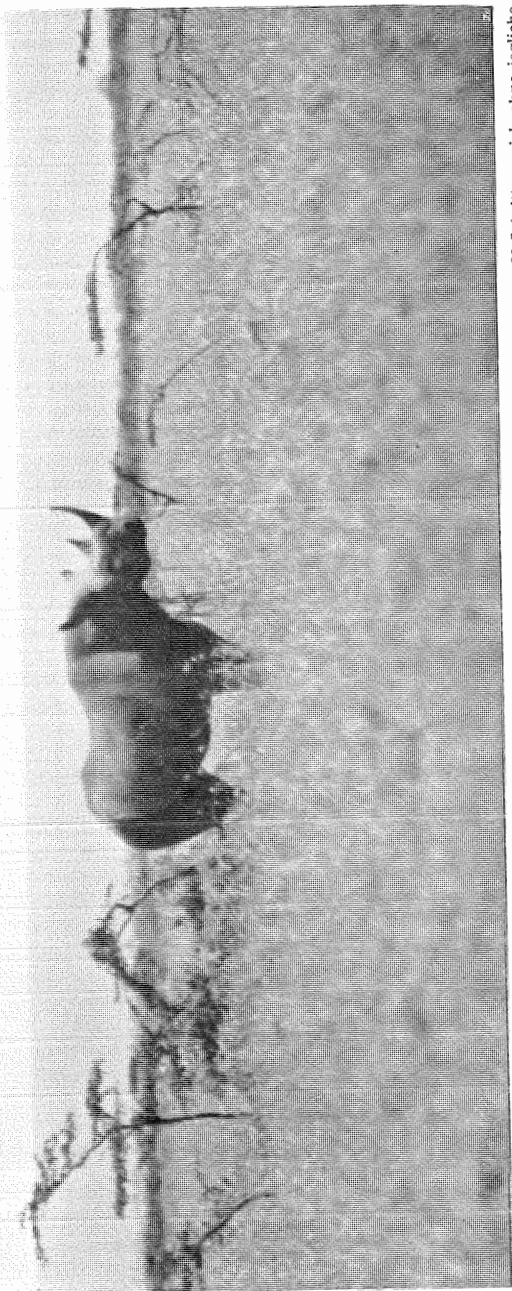


... nur etwa 40 Schritt trennten uns.

wir zwei Schakale, die, mit erhobenem Kopf direkt dem Flug der anstreichenden Geier folgend, auf das Aas zugelaufen kamen. Oft hatten wir uns gewundert, wie schnell die Tiere das erlegte Wild finden, und wußten keine Erklärung dafür, daß sie meist direkt, wie in diesem Fall, mit dem Winde herankamen. Jetzt wurde es uns klar, die Geier wiesen ihnen den Weg, und spätere wiederholte Beobachtungen lieferten uns den unumstößlichen Beweis.



Reste eines Nashorns.

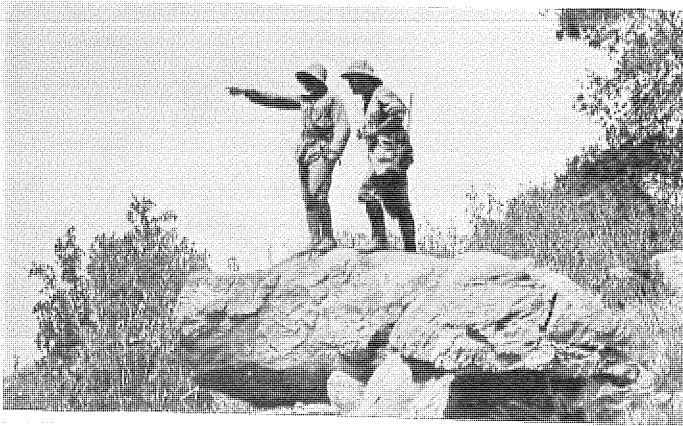


... auf etwa 30 Schritt war ich ohne jegliche Deckung herangegangen.

In Afrikas Wildkammern

als Forscher und Jäger

Von
Dr. A. Berger



Mit 40 Tafeln und 240 Textabbildungen nach Originalaufnahmen
sowie einer Übersichtskarte

BERLIN
VERLAGSBUCHHANDLUNG PAUL PAREY

Verlag für Landwirtschaft, Gartenbau und Forstwesen

SW., Hedemannstrasse 10

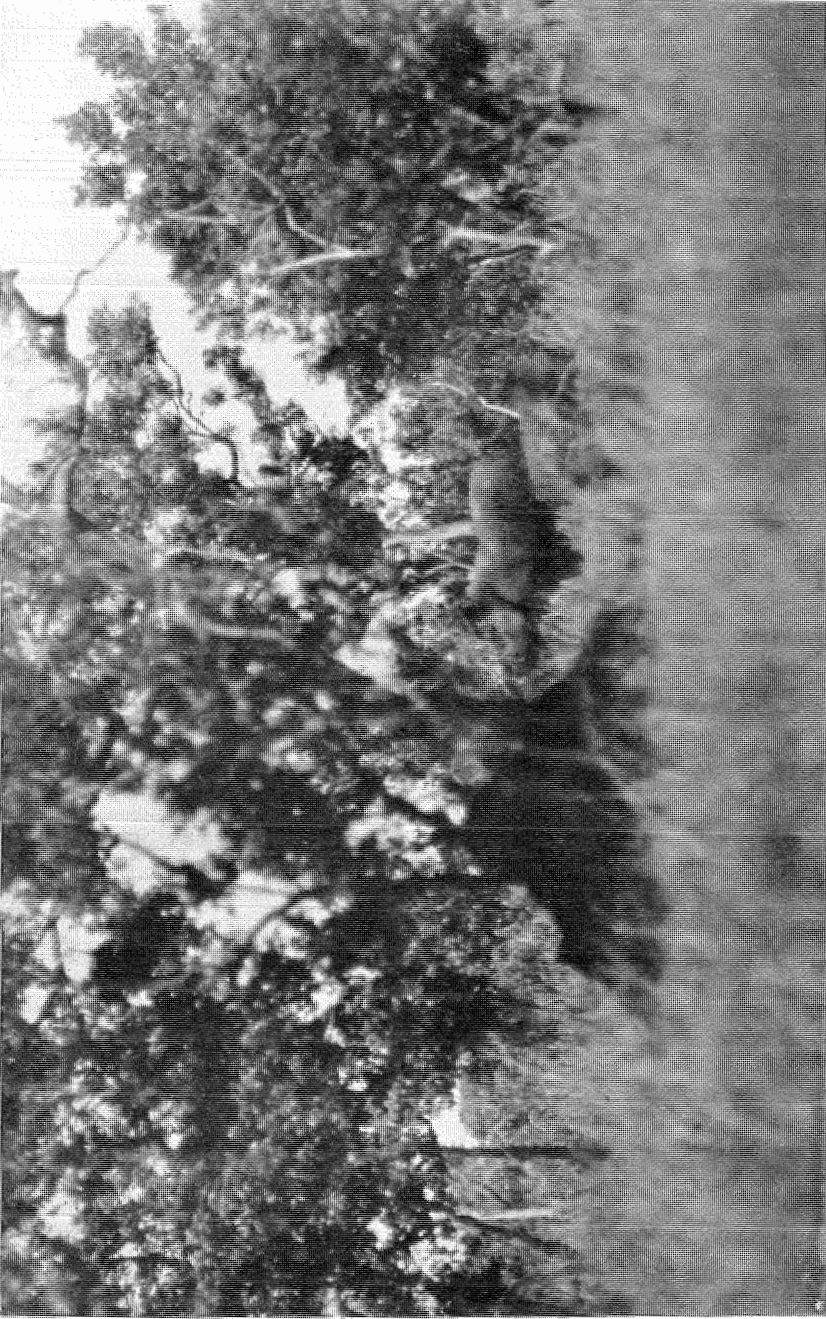
1910

eine etwa 50 cm tiefe Grube hinterlassen. Inzwischen ist der Boden ausgetrocknet, und nun hat man das Gefühl, als klettere man stundenlang über nebeneinandergestellte Stalleimer und Waschkübel. Ein grauenhaftes Gehen, dazu ist eine derartige Luft in dem Röhricht, daß die Jagdpassion schon sehr stark sein muß, um nicht zu schwinden. Ab und zu wurde ein Ameisenhügel oder Baum erstiegen, um zu sehen, ob wir immer noch nicht näher kämen. Aber es dauerte lange. Wir hatten etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden zu laufen, dann endlich beruhigten sich die Tiere etwas und verlangsamt ihre Gangart.

Das Gras wurde nun übersichtlicher; ein lichter Wald zog sich von hier an meilenweit hin. Das ist das beste für die Elefantenjagd. Wir birschten uns auf etwa 100 Schritt heran und konnten konstatieren, daß wir eine Herde von über 100 Stück, alles weibliche mit Jungen, also nichts Jagdbares, vor uns hatten. Dieser Umstand war recht schmerzlich, und wir überlegten schon, ob wir



... die Gehörne der Hirschantilopen waren kapital.



... die beiden „Weißen Nashörner“ halten unser Herannahen nicht bemerkt, obgleich wir nur etwa 30 Schritt entfernt waren.

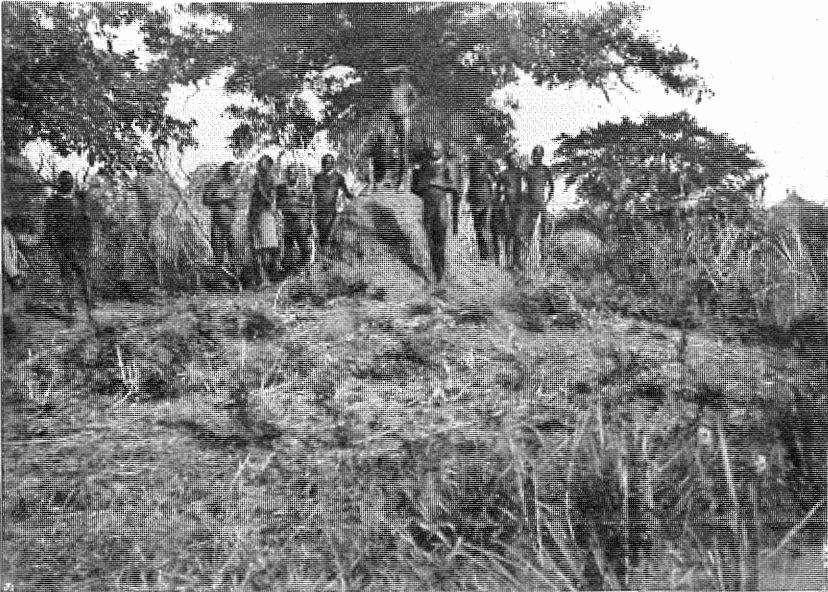
deinem Dusel profitieren.“ Er war der einzige von uns, der noch kein Breitmaul-Nashorn geschossen hatte. Von zwei Eingeborenen geführt, hatten wir stundenlang die Gegend durchschweift, ohne etwas zu finden. Da erblickte plötzlich einer der Führer etwas graues; wie eine Katze schlich er näher, um nach wenigen Minuten das ersehnte Wild zu melden. Mit der großen Kamera bewaffnet birschte ich hinter Roth her. Die Tiere verhielten sich ganz ruhig, offenbar merkten sie uns nicht. Es war ein eigenes Gefühl, so nahe an die Tiere heranzugehen. Aber auf meinen Freund konnte ich mich verlassen, „dem tritt das Herz weder in die Hand, noch ins Auge“. In aller Ruhe wurden die Aufnahmen gemacht. Dann noch etwas näher, eines sollte fotografiert werden im Augenblick, wo es die Kugel bekam. „Fertig.“ Im Feuer brach es zusammen, und da war auch die Aufnahme gemacht. Das zweite stand erst einen Augenblick verstört da, dann flüchtete es. Nun galt es, noch eine möglichst gute Porträtaufnahme zu machen, ehe das krankgeschossene Tier verendete. R. assistierte, und ich ging ganz nahe heran, währenddessen nahm mein Jäger mit der anderen Kamera uns bei diesem etwas gewagten Unterfangen auf. Das erlegte war kein starkes Stück*), aber nun hatte doch jeder von uns sein Nashorn, wir konnten den Weitermarsch antreten.

Das war doppelt empfehlenswert, wußten wir doch nicht, wieviel Tage wir bis Dufile zu marschieren hatten, von wo aus wir nach Nimule über den Nil setzen wollten.

Wir trafen hier ein Dorf, dessen Bewohner sich durch auffallend muskulösen Körperbau auszeichneten, jeder einzelne war ein Herkules. Auch ihre Waffen waren dementsprechend, sehr schwere, lange Lanzen mit nur kleiner, aber äußerst starker Spitze. Offenbar sind die Leute seit undenklichen Zeiten Elefantenjäger. Mit dieser Lanze birschen sie sich heran und stoßen diese dem Tier in den Leib. Gar mancher der schneidigen Kerle hat dabei schon den Tod gefunden, aber offenbar betreiben sie diese Jagdart gewissermaßen als Sport, denn nichts würde sie hindern, wie ihre Nachbarn Giftpfeile zu benutzen. Die Hütten ihrer Dörfer liegen, von einem Zaun umgeben, dicht beieinander. Neben jedem Haus befindet sich auf einem hohen Holzgestell ein gutgeflochtener Korb, in dem, so gegen Nässe und weiße Ameisen geschützt, die Feldfrüchte, größtenteils Mais, aufbewahrt werden.

*) Es befindet sich jetzt im Naturalienkabinett in Stuttgart.

Der weißen Ameisen muß ich noch mit einigen Worten Erwähnung tun. Wer Afrika kennt, weiß ein Klagelied von diesen kleinen Bestien zu singen. Kaum hatte ich sie wegen Annagens meines Gewehrkofters mit kochendem Wasser aus meinem Zelt vertrieben, da benutzten sie schon wieder die nächste Nacht, um einen Angriff auf die Apothekenkiste zu machen. Am Morgen erwischte ich sie noch rechtzeitig und deckte ihre Gänge auf. Ich hatte schon nach kochendem Wasser gerufen, um die fliehenden lichtscheuen



Eingeborene von Lado.

Gesellen wieder zu begießen, da nahten die Rächer in Gestalt von großen Wanderameisen. Auf ihrem Streifzug hatten sie offenbar das Gesindel entdeckt, nun kamen sie in dichten Scharen, jede packte eine von den Termiten und zog mit ihr los. Ich hatte gehofft, die gefürchteten Soldaten der weißen Ameisen würden nun hervorbrechen und die Arbeiter schützen, das hätte einen interessanten Kampf gegeben, aber das taten sie leider nicht, sie saßen nur in den ins Innere des Baues führenden Gängen und steckten drohend ihre mächtig bewehrten Köpfe heraus. Die Wanderameisen machten reinen Tisch, nicht eine einzige Termite ließen sie übrig, dann zogen sie in schnurgerader Richtung auf das etwa

20 m entfernte Flußufer zu, wo ihr Bau lag. Es war sehr interessant, zu beobachten, wie die zurückkehrenden Tiere die ihnen entgegenkommenden verständigten, auch sie übermittelten gegenseitig, wie unsere heimischen Ameisen, die Meldung, daß nichts mehr zu holen sei, durch Klopfen mit den Fühlern, denn die entgegenkommenden kehrten ebenfalls um und wanderten zum Nest zurück. —

Beim Durchqueren des Orrasumpfes gab es einen Bach zu passieren; vorsichtigerweise ließen wir uns hinübertragen, hindurchzureiten wäre nicht möglich gewesen. Weiterhin durchzogen wir ziemlich viele Dörfer, aber nie wieder trafen wir Eingeborene von solch stattlichem Körperbau wie in dem Elefantenrevier. Sie waren auch alle nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Die Frauen trugen hier ein bisher noch nicht gesehenes Schmuckstück, sie hatten sich sämtlich Tierschwänze angehängt.

Sollte man daraus auf Atavismus schließen können?

Unser Lager gewährte in diesen bevölkerten Gegenden das reine Jahrmarktsbild. Es wimmelte von Eingeborenen, die das seltene Schauspiel einer durchziehenden Safari genießen wollten. Das meiste Interesse erregte unser Koch, der aus den schönen Blech- und Glasbüchsen die merkwürdigsten Sachen herausholte. Auch die Affen machten ihnen sehr viel Spaß. Wenn die Tiere herumsprangen oder Grimassen schnitten, da wollten sich diese harmlosen Naturkinder totlachen. Vor allem erregte das Tanzen von meinem Fips Freude, ich bin überzeugt, die Leute hätten es von ihm angenommen, wenn wir länger dageblieben wären, so oft machten sie es nach.

Auch auf dieser Seite des Flusses sollten wir einmal ein Unwetter erleben, auf das wir aber glücklicherweise vorbereitet waren. Schon von weitem sahen wir es kommen und hatten rechtzeitig an jedes Zelt eine große Anzahl Träger beordert, die Leinwand in dem Sturm zu halten. Diese Vorsicht erwies sich als durchaus begründet, ohne sie hätte sich die Katastrophe von Butiaba wiederholt.

Wir hatten durch die vielen Trophäen so viele Lasten bekommen, daß unsere Träger nicht ausreichten. Da mußten die Eingeborenen helfen. Sie übernahmen dies auch gern gegen ein kleines Entgelt. Auf den Märschen legten sie mit den 60 Pfund auf dem Kopf ein derartiges Tempo vor, daß wir ihnen kaum folgen konnten, wir mußten immer bremsen. Am nächsten Dorf wurde Halt gemacht, neue Träger erschienen, und die Hetze ging weiter.



(Die Aufnahme ist im Moment des Schusses gemacht.)

... das „Weiße Nashorn“ brach auf Roths Schub
im Feuer zusammen.



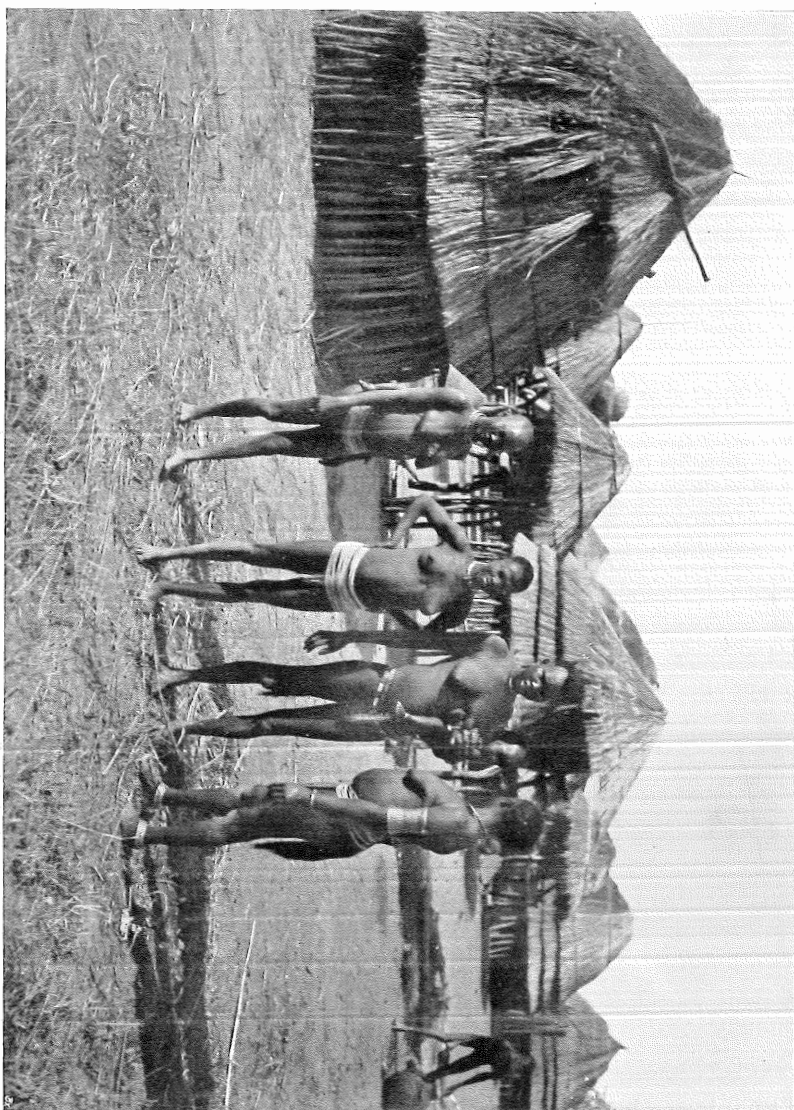
... vorsichtigerweise ließen wir uns hinübertragen.

Nirgends kreuzten wir Bäche, deshalb waren die Leute, wenn sie Durst hatten, auf die Liebenswürdigkeit der Dorfbewohner angewiesen. Um Streitigkeiten vorzubeugen, gingen wir oft selbst in die Dörfer und kontrollierten unsere Leute, dabei gewann man auch einen Einblick. Die Dörfer und Hütten waren äußerst sauber gehalten, der Boden gefegt, nirgends zeigte sich Schmutz oder gar Unrat, besser als in sehr, sehr vielen Gegenden unseres hochkultivierten Europas.

Dieses ewige Wechseln eines Teils der Träger hat einen gewissen Reiz, man fühlt sich dadurch wieder in die Zeiten unserer großen Entdeckungsreisenden versetzt, die auch mit diesen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten.

Wir waren mehrere Tage etwas abseits vom Nil gezogen und freuten uns, als wir wieder den heiligen Strom zu Gesicht bekamen, vor allem, weil wir wieder besseres Wasser hatten. In der Zwischenzeit mußten wir das trinken, was durch Graben im Boden gewonnen war, und das hatte immer einen erdigen Beigeschmack. —

Je weiter wir nordwärts vordringen, desto heißer und trostloser wird die Landschaft; Wild zeigt sich fast überhaupt nicht mehr.



..... die Frauen tragen Tierschwänze.

Die Bevölkerung wird schlapper, nur selten sehen wir einmal einen muskulösen Mann. Und, als hinge dies miteinander zu-

können; ich glaube, der Häuptling hatte sich ihrer geschämt und sie mir nur deshalb nicht anbieten wollen. —

Einen Vorteil hatte die Gegend, sie war billig. Eier kosteten beinahe nichts, ein Huhn $1\frac{1}{2}$ Pfennig, aber das war auch der einzige Lichtblick. Als Arzt bekam ich hier sehr viel zu tun; die Leute leiden ganz entsetzlich unter dem Guineawurm. Es ist sicher, daß sie ihn beim Baden oder durch Trinken des Wassers aus Pfützen bekommen. Das Tier bohrt sich durch das Muskelfleisch und tritt dann meist aus einer Geschwulst hervorbrechend am Hüft- oder Fußgelenk zutage. Da hängt es als kleines, weißes Fädchen heraus, im Körper des Patienten steckt aber noch etwa $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ m von diesem Parasiten. Die Menschen werden durch dieses Tier vollständig zu Krüppeln, und, was das Schlimmste ist, sie wissen sich nicht dagegen zu helfen. Hatte ich erst einmal angefangen, einige Leute in Behandlung zu nehmen, so kamen sie in hellen Haufen. Allen konnte ich aber nicht helfen. Da nahm ich die Häuptlinge und die am verständigsten aussehenden Männer zusammen und unterwies



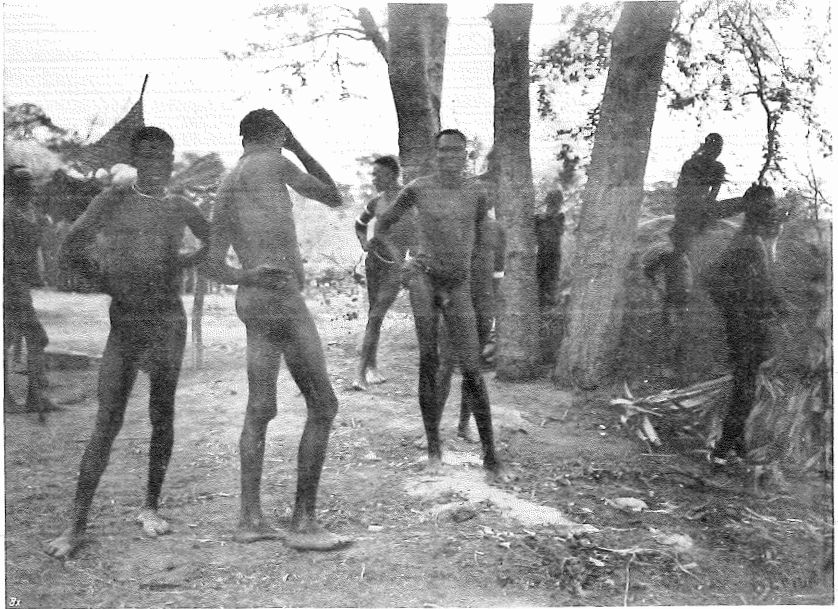
Hin und wieder unterbricht eine Fächerpalme das traurige Bild.



... in den Dörfern sah es sehr sauber aus.

sie, wie sie sich zu verhalten hätten und wie sie mit Hilfe eines eingeschnittenen Holzstäbchens das Tier allmählich entfernen können. Sie zeigten sehr viel Interesse, stellten Fragen, und so hoffe ich, daß die Belehrung etwas gefruchtet hat. Die Regierung des Kongostaates hat sich offenbar noch nicht genügend um diese Volksseuche gekümmert, hier könnte sicher viel geholfen werden.

Eines Tages, als wir ein großes Dorf passierten, erregte mein braves Maultier das sichtliche Mißfallen des Dorfstieres. Erst ließ er sich von dem Hirten zurückhalten, dann aber stürmte er los. Mir war auf meinem edlen Reittier gar nicht behaglich zumute, denn die Sache konnte böse abgehen. Kurz entschlossen nahm ich die Vogelflinte, und als der Bulle auf etwa 10 Schritt heran war, schoß ich ihm die volle Ladung feines Schrot vor die Stirn. Darauf war er offenbar nicht vorbereitet; wie vom Blitz getroffen blieb er stehen, dann wandte er sich und ging langsam, sein mächtiges hörnerbewehrtes Haupt senkend, zur Herde zurück. Und die Eingeborenen — sie brachen in ein schallendes Gelächter aus und verhöhnten das Tier, das, offenbar böse, hier an die unrechte Adresse gekommen war.



... die Eingeborenen machten einen schlapperen Eindruck.

Der Weg nahm, parallel zum Bahr-el-Jebel laufend, östliche Richtung an. Zuweilen führte er durch hohes Elefantengras, dann auch wohl, wo der Boden feuchter war, durch dichteren Wald. Ganz feinblättrige Schlingpflanzen hatten hier wie mit einem feinmaschigen Netz die niederen Büsche überzogen, so daß diese grünbewachsenen Hügeln glichen, wo sie aber Bäume überspannen hatten, da hingen die zarten Ranken duftigen Schleiern gleich herab. Doch die Natur weiß sich zu helfen und Bäume wie Sträucher vor der Erstickung durch diese Schmarotzer zu schützen. Nur in Feuchtigkeit und Schatten können diese leben, sie scheuen, wie ihre menschlichen Kollegen, das Tageslicht, vor den Strahlen der Sonne können sie nicht bestehen. Fällt in der trockenen Jahreszeit das Laub von den Bäumen, so schlägt auch ihre Todesstunde, und in wenigen Tagen sind sie verdorrt. Der erste Regen weckt dann Bäume und Sträucher zu neuem Leben, und diese können sich ihres Daseins erfreuen so lange, bis wieder die Schlingpflanzen nachgewachsen sind und von neuem ihr Netz über sie werfen.

einem verwahrlosten Friedhof gleich. Einst eine mächtige Handelsstation, ist es jetzt öde und verlassen. Die Belgier haben kein Interesse daran, daß die Karawanen hier das Land verlassen, um über Nimule-Gondokoro die Frachten nach Ägypten zu verschiffen. Sie wollen den Handel durch ihr Land nach Westafrika leiten. Diese Taktik kann man ihnen nicht verdenken, aber doch macht es einen traurigen Eindruck, wenn man mit Mühe



Ein Nilpferd wird ans Land geschafft.

geschaffene, mit Sorgfalt unterhaltene Stationen, wie es Dufile der ganzen Anlage nach offenbar war, zugrunde gerichtet sieht.

In den Tropen geht der Zersetzungsprozeß schnell vor sich, bei Geschöpfen sowohl wie bei Gebäuden. Über kurz oder lang kommt dieses Gebiet ja wieder in englischen Besitz; ob es dann mehr erschlossen wird, ist fraglich.

Soviel man bis jetzt weiß, bildet nur Elfenbein den Reichtum des Landes. Vielleicht bergen die Gebirge Metalle und anderes wertvolles Gestein, doch wird sich da der Abbau kaum lohnen, da kein Wasser vorhanden ist. Auch durch Hüttensteuer werden die späteren Besitzer wenig aus dem Lande ziehen können, die

Alaudidae (Lerchen)

Mirafra africana tropicalis (Hartl.)	Baringo-See
Mirafra albicanda (Rchw.)	Butiaba (Albert-See)
Mirafra africanoides alopex (Sharpe)	Südwestl. v. Hannington-See

Sylviidae (Sänger)

Crateropus melanops sharpei (Rchw.)	Ijilo (Uganda)
Argya rubiginosa heuglini (Sharpe)	Thika - Fluß, Baringo-See
Calamocichla jacksoni (Neum.)	Butiaba (Albert-See)
Pratincola salax emmae (Hartl.)	Kampala (Uganda)
Pratincola rubreta (L.)	Kampala, Hoima (Uganda)
Cisticola strangei (Fras.)	Baringo-See, Hannington-See, Ravine, Kilim (Nördl. Elgon)
Camaroptera griseoviridis (v. Müll.)	Butiaba (Albert-See)
Phylloscopus trochilus (L.)	Solei-See
Myrmecocichla nigra Vieill.	Jinja, Kutwi (Uganda) Lado

Liste der vom Verfasser dem Königlichen Zoologischen Museum in Berlin überwiesenen Säugetiere.

Affen

Colobus matschiei Neumann	Elgejo-Tal
Papio toth Ogilby	Thika-Fluß
Papio furax Elliot	Insel im Baringo
Papio aff. doguera Puch	N.-O. Elgon, Turkwel

Fledermaus

Lavia rex Mill.	Hannington-See, Butiaba, Lado, Gondokoro
-----------------	--

Igel

Erinaceus aff. brachydactylus Wagn.	Dufile
-------------------------------------	--------

Nagetiere

Mus hildebrandti Ptrs.	Baringo-See
Mus aff. rattus L.	Guaso Ngisho
Mus ugandae Winton	Hoima
Mus jacksoni Winton	Butiaba

Otomys tropicalis Thos.	Lado
Leggadda minutoides Sm.	Butiaba
Arvicanthis abyssinicus Rüpp.	Lado, Gondokoro
Gerbillus macropus Heugl.	Lado
Muriculus spec. nov.	Guaso Ngisho
Tachyoryctes annectens. Thos.	Kitumu, südl. Kenia
Lepus somalensis. Heugl.	Guaso Narok
Lepus victoriae Thos.	Guaso Ngisho
Lepus aff. ochropus Wagn.	Thika-Fluß

Raubtiere.

Canis (Lupulella) schmidti Noack	Guaso Ngisho
Canis (Schaeffia) wunderlichi Noack	Guaso Ngisho
Hyaena (Crocotta) leontiewi Satunin	Guaso Narok
Hyaena (Crocotta) aff. kibonotensis Lönnerberg	Nzoia
Hyaena (Hyaena) spec. nov.	Elgejo
Zorilla intermedia Anders u. Winton	Gondokoro

Huftiere.

Rhinoceros (Ceratotherium) simus cottoni. Lyd.	Orra-Sumpf (Lado)
Equus (Hippotigris) granti Winton	Nyamindi
Procavia (Dendrohyrax) aff. stuhlmanni Mtsch.	Nzoia
Procavia (Procavia) jacksoni Thos	Nzoia
Procavia (Heterohyrax) aff. brucei Gray	Kenia
Giraffa cameleopardalis	Thika-Fluß
Bubalus aff. schillingsi Mtsch.	Kalimaguma
Bubalis aff. cokei. Gthr.	Nairobi, Tana
Bubalis jacksoni Thos.	Guaso Narok
Bubalis jacksoni Thos. Embryo	Guaso Ngisho
Bubalis niediecki Neumann	Lado
Damaliscus corriganus, selousi Lyd.	Guaso Ngisho
Adenota leucotis Lcht.	Lado
Adenota thomasi Neumann	Nzoia
Adenota nigroscapulata Mtsch.	Orra-Sumpf (Lado)
Redunca donaldsoni Rothsch.	Guaso Narok
Redunca wardi Thos.	Guaso Ngisho, Sirgoi
Redunca spec. nov.?	Thika-Fluß
Cobus harnieri Murray	Orra-Sumpf (Lado)
Cobus ugandae Neumann	Guaso Ngisho

<i>Tragelaphus bor</i> Heugl.	Orra-Sumpf (Lado)
<i>Tragelaphus massaicus</i> Neumann	Thika-Fluß
<i>Gazella (Matschiea) notata</i> Thos.	Baringo-See, Guaso Njiro
<i>Gazella thomsoni</i> Gthr.	Hannington-See
<i>Ourebia cottoni</i> Thos.	Sirgoi
<i>Ourebia keniae</i> Meinertzhagen	Kenia
<i>Ourebia montana</i> Cretzschmar	Orra-Sumpf (Lado)
<i>Raphicerus neumanni</i> Mtsch.	Sirgoi, Nyeri, Nyamindi
<i>Rhynchotragus cavendishi</i> Thos.	Kilim
<i>Rhynchotragus nasoguttatus</i> Lönnberg	Baringo-See, Thika
<i>Oreotragus saltatrixoides</i> Rüpp ?	Butabia
<i>Sylvicapra nyansae</i> Neumann	Guaso Ngisho
<i>Sylvicapra abyssinica</i> Thos.	Orra-Sumpf (Lado)
<i>Sylvicapra leucoprosopus</i> Neum. ?	Nyamindi
<i>Phacochoerus aeliani</i> Cretzschmar	Guaso Ngisho

Ferner wurden erlegt:

<i>Hippopotamus affinis abyssinicus</i> Less.	Baringo, Nil
<i>Phacochoerus affinis aethiopicus</i> Schreb.	Thika-Fluß Guaso Ngisho
<i>Buffelus</i> (?)	Südl. Kenia
<i>Buffelus</i> (?)	Lado
<i>Rhinoceros bicornis</i>	Leikipia, Nzoia
<i>Elephas</i>	Guaso Ngisho, Lado
<i>Strepsiceros strepsiceros</i> Pall.	Baringo
<i>Oryx beisa</i>	Guaso Njiro, Leikipia
<i>Oreas livingstoni</i> Sclat.	Südl. Kenia, Guaso Njiro
<i>Oreas oreas</i> (Pall.)	Westl. Leikipia
<i>Connochaetes taurinus</i> Burch.	Athi Plains
<i>Aepyceros suara</i> Mtsch.	Thika-Fluß, Baringo
<i>Uncia masaica</i> Neum.	Guaso Ngisho
<i>Uncia</i> (?)	Lado
<i>Lycaon pictus</i> Temm.	Athi Plains

Anmerkung: Die mit Fragezeichen versehenen Tiere sind wahrscheinlich, die mit spec. nov. bezeichneten sicher bisher unbeschriebene Arten.